Nr. 39 — Leipzig, den 28. September — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang
(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf

Inhalt: Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels 5 — Der seligmachende Glaube — Schulreform: 1. Grundbedingung aller Schulreform: Individualisiren! — In Oberammergau: 2. Das Passionsspiel; 3. Eindrücke und Urteile — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Kirchliche Not der Evangelischen Westpreußens — Verschiedenes: Der Verein zur Massenverbreitung guter Schriften; Pastor und Sonntagsblatt Protektoren eines Heiratsgesuchs — Zur Beachtung — Anzeigen

Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels

5. Sacharja, Kapitel 3, 1—5

Und er ließ mich den Hohenpriester Josua vor dem Engel Jehovas stehen sehn, während der Satan ihm zur Rechten stand, um ihn anzuklagen. Jehova sprach zu dem Satan: Jehova gebietet dir Schweigen, Satan! Jehova, der Jerusalem erwählet, gebietet dir Schweigen. Ist dieser denn nicht ein aus dem Brande gerettetes Holzscheit? Josua aber war mit schmutzigen Kleidern angethan, als er vor dem Engel stand. Und dieser nahm das Wort und sprach zu den dabei stehenden Dienern Folgendes: Ziehet ihm die Kleider aus! Und zu ihm sprach er: Du siehest, ich habe dir deine Schuld verziehen und bekleide dich mit Feiergewändern. Auch hatte er befohlen, sie sollten ihm einen reinen Turban auf das Haupt setzen. Und sie setzten ihm den [befohlenen] Turban auf das Haupt und zogen ihm die Gewänder an, während der Engel Jehovas dabei stand.

Was die drei ersten Nachtgesichte darlegten, war der feste Glaube des Propheten, daß das Heil nicht ausbleiben könne, sondern kommen werde. Jehova wird wieder in Jerusalem einziehen und sich in seinem Volke und an den Heiden verherrlichen. Jehova thut es um der Ehre seines Namens willen, er hat sich schon aufgemacht aus seiner heiligen Wohnung. Aber wenn auf Seiten Gottes nichts als Eifer und Lust ist, seinen Namen zu verherrlichen und sein Volk zu erhöhen, warum, so mußte man sich doch fragen, ist das Heil noch nicht gekommen, da die ärmliche und geringe Gegenwart so sehr von der idealen Zukunft absticht? Was sind die Gründe, die das Heil bis jetzt verzögert haben? Nicht nur der Leichtsinn und der Unglaube konnten solche Einwände gegen die Heilsverkündigung des Propheten erheben; vielmehr konnte so auch der tiefste Ernst fragen, der an Gottes Willen nicht zweifelt, aber in der Gemeinde der Juden die Hindernisse zu erkennen glaubte, die, wie bis dahin, so auch weiterhin das Heil aufhalten mußten. Denn fehlt es nicht an Gottes Willen, so muß es an der Gemeinde liegen, daß die gehegten Hoffnungen unerfüllt bleiben, und dann steht es doch schlimm mit den Aussichten auf die Zukunft und sind namentlich alle Bemühungen um den Tempelbau umsonst.

Diese Bedenken beschäftigen den Propheten in den folgenden Gesichten; ihm sind sie in einer Weise weggeräumt, die keinen Zweifel zurückläßt, und er sucht die tiefe eigne Erkenntnis, die zwar von seinen Vorgängern überkommen, aber in ganz selbständiger und eigentümlicher Weise dargelegt ist, seinen Zeitgenossen zu bringen. So verfolgt der Prophet, eine Einrede um die andre zurückweisend, in wohlüberlegtem Fortschritte der Gedanken immer kräftiger das eine Ziel, die Hoffnung auf das Heil zu beleben und zu befestigen.

Im vierten Gesichte schaut er eine Gerichtsverhandlung vor dem Engel Jehovas, der, wie früher gesagt, der Vertreter Jehovas ist und darum auch in dem Berichte der Vision mit Jehova selbst wechseln kann. Als Angeklagter steht da in schmutzigen Kleidern der Hohepriester Josua, als Ankläger zu seiner Rechten der Satan. Das Urteil lautet unter Hinweis auf die bereits erduldete Bestrafung aufs bestimmteste dahin: der Satan habe seine Anklagen einzustellen, da Gott sie nicht annehmen könne. Zum Zeichen dieser Rechtfertigung wird Josua auf Befehl Jehovas von den dastehenden Gerichtsdienern der schmutzigen Kleidung entledigt und mit reinem Turban und herrlichen Gewändern angethan.

Der Sinn dieses Gesichtes ist im allgemeinen klar: der Hohepriester geht aus seiner Anklage gerechtfertigt und straflos hervor. Statt der demütigen Haltung und der Trauerkleider, wie sie jedem Angeklagten geziemen, ja statt der schmutzigen Kleider, die eine wirkliche Befleckung bezeugen, wird Josua durch Feierkleider geehrt und jede Anklage endgiltig abgewiesen. Somit hat es als Jehovas Urteil zu gelten: das Hindernis, das in Josua lag, ist weggeräumt; und zwar ist es auf die allerbeste Weise weggeräumt, nämlich von Jehova dem Richter selber.

Aber welches war denn das Hindernis, das in Josua der Verwirklichung des Heiles sich entgegenstellen konnte? Man würde gewiß fehlgehen, wollte man es in seiner eignen Person suchen; im Gegenteil steht er offenbar vor Jehovas Richterstuhl als der geistliche Vertreter seines Volkes. Als die Hindernisse sind die kultischen Verfehlungen und Sünden gedacht, die auf Jerusalem, auf dem Volke und auf der Priesterschaft lasten. Kann denn Jehova Jerusalem erwählen? Das Volk wie die Priesterschaft hat ihn ja einst im Tempel verachtet, ihm den Rücken gekehrt und andern Göttern gedient. So wahr ich lebe, hat damals der Herr Jehova geschworen, will auch ich, weil du mein Heiligtum durch alle deine Greuel und Scheusale entweiht hast, dich karg genug halten, ohne Erbarmung zu haben und Schonung zu kennen (Ez. 5, 11). Und wie es in jener Zeit im Tempel aussah, was das Volk trieb und die Priesterschaft mitmachte oder doch duldete, das schildert der Prophet Ezechiel im 8. Kapitel, wo er von dem Eiferbilde, sowie von Tierdienst, von der Verehrung des Tammuz, wie von Sonnendienst reden muß. Dieser Götzendienst lastet auf Josua und dem Volke: ist solch ein Abfall gut zu machen? Kann Jehova ihn dem Volke vergeben, und Josua, ein Sproß jener frühern Priester, zum Dienste Jehovas würdig sein? Zudem, wie steht es auch jetzt im Volke? Manches Jahr waren die Juden schon nach Jerusalem zurückgekehrt, ehe sie an den Tempelbau dachten. Sie waren eilig auf den Bau eigner getäfelter Häuser bedacht, den Tempel Jehovas ließen sie in Trümmern liegen (Haggai 1, 4. 9). So fehlte lange Zeit jeder eigentliche Dienst Jehovas — die Herrichtung eines Altars an der Stätte des frühern Brandopferaltars konnte dafür nicht genügen —, und jetzt erst hatten sie einen Anfang zum Tempelbau gemacht.

Diese gottesdienstlichen Sünden, Götzendienst und Unterlassung des rechten Jehovadienstes, waren Hindernisse des Heiles. Solche Wurzeln tragen Gift und Wermut, führen Jehovas Zorn

herbei, daß das grüne Holz mit dem dürren weggerafft wird, und machen die Vergebung unmöglich (5. Mose 29, 17—19). Als der Vertreter dieser durch das strenge Recht eigentlich geforderten Ansprüche und somit auch der daraus abgeleiteten Bedenken tritt der Satan auf. Es wäre ganz falsch, wenn man hier den Satan als das böse, Gott durch und durch entgegengesetzte Prinzip fassen wollte; er steht vielmehr, wie noch im Prolog zu Hiob, Jehova untergeordnet als das Glied im himmlischen Haushalt da, das unter der Schar der Engel eben das Amt hat, wie sein Name besagt, überall die schlimmste Seite hervorzuheben, die gegen die zu Beurteilenden spricht. Faßte man dann einmal das Volk als untrennbar mit Jehova verbunden, so mußte jedes weitere Thun des Satans nicht nur als gegen das Volk gerichtet, sondern auch als gerader Widerspruch gegen Gott erscheinen, und so kam es leicht dazu — vielleicht beförderten fremde Einflüsse diese Entwicklung —, daß der Satan als eine Jehova von Grund aus feindliche und ihm entgegengesetzte böse Macht erschien. Hier steht es noch nicht so; im Gegenteil, hier vertritt er nicht das Böse, sondern das Recht und Gesetz. Sollte dies gelten, so mußte gegen die Rettung und Erhöhung des jüdischen Volkes Einsprache erhoben werden und hatten eben die bedenklichen Stimmen in der Gemeinde recht, die den Tempelbau und die daran geknüpften Hoffnungen für nutzlos ansahen. Fiat justitia, das verlangt hier der Satan, selbst auf die Gefahr hin, daß das pereat mundus wenigstens auf das Volk der Juden Anwendung finde.

Aber Jehova steht über dem Satan; er, der den Willen hat, Jerusalem zu wählen, rechtfertigt den Hohenpriester Josua und spricht ihn frei. Das Motiv seiner Rechtfertigung ist das Erbarmen Jehovas, der Wille zu helfen. Sollte denn nicht das Erbarmen sich geltend machen, wo Josua und der von ihm geleitete Rest des Volkes einem Holzscheit gleichen, das aus dem allgemeinen Brande gerettet ist! Wie sollte Jehova, der ja sein Volk liebte, ein Vergnügen daran finden, auch dieses letzte Holzscheit ins Feuer zu stoßen! Im Gegenteil, alle Einreden und Bedenken prallen an dem Erbarmen Jehovas ab, Gnade ergeht vor Recht. Josua ist wieder in Ehren bei Jehova, von ihm angethan anstatt des unreinen Kleides mit Kleidern des Heils und eingehüllt in das Gewand der Gerechtigkeit (Jes. 61, 10; 64, 5). Josua und die Gemeinde dürfen sich des von Jeremia verheißenen Namens: „Jehova ist unsre Gerechtigkeit" freuen, denn Jehova rechtfertigt sie (Jer. 23, 6; 33, 16).

Eine bessere Wegräumung des Hindernisses, das in der kultischen Sünde des Volkes selbst lag, konnte es nicht geben, als die durch Jehovas Gnade. Die ist mächtig und verbürgt die Durchführung des Heiles. Andres könnte auch den Glauben an die herrliche Zukunft dem Propheten nicht bestätigen; vor allem nichts, was er in den Menschen findet. Die Väter sind wohl, als sie die Strafe erlitten, zu der Einsicht gelangt, daß sie die verdienten und Jehovas Worte eintreffen (1, 6); aber eine Bekehrung war es nicht: daran also könnte er seinen Glauben nicht knüpfen. Und wenn er 1, 15 sagt, daß Jehova nur wenig zornig gewesen sei, so ist das doch nur gesprochen nach der gütigen Beurteilung Gottes, der sich in unverdienter Gnade des Volkes erbarmt hat und dem es ebendeshalb vorkommt, als habe es um alle seine Sünde Doppeltes erleiden müssen (vgl. Jes. 40, 2).

Welch eine Höhe der Prophet Sacharja mit solcher Ueberzeugung einnimmt und wie tief er in Gottes Wesen eingedrungen ist, ist unverkennbar. Die Rechtfertigung hängt an Jehova allein, nicht an dem Volke und seinen Verdiensten; er verleiht aus Liebe zu seinem Volke Vergebung der Schuld und schenkt das Ehrenkleid, darin man vor ihm bestehen kann. Gewiß, das Gesetz ist neben eingekommen (Röm. 5, 20), und Jesus Christus offenbart dann, die Weissagung Sacharjas erfüllend, in Wort und Leben vollkommen des himmlischen Vaters Gnade.

Und noch eins ist hervorzuheben, was mit dem soeben Gesagten zusammenhängt, nämlich dies, daß den Mittelpunkt in allen Glaubensgedanken des Propheten das Erbarmen Jehovas, der Jerusalem erwählt, bildet und daß er von da aus eine abgerundete und einheitliche Anschauung von der Leitung seines

Volkes durch Jehova gewinnt. Er weist es mit aller Bestimmtheit ab, als ob Gott von irgend einer Notwendigkeit, die außer ihm läge, abhängig wäre. Es giebt kein Gesetz und kein Recht, das über ihm stände und das etwa seinem Willen der Vergebung und des Erbarmens Schranken zöge oder doch seinem Thun bestimmte Regeln setzte. Jehova hat nicht, wie die Rabbinen später behaupteten, bei seinem Thun in das Gesetz zu sehen, das wie auf Erden in den Büchern Moses, so im Himmel sich finde; er ist aber auch nicht etwa in der schließlichen Herbeiführung des Heiles verpflichtet gewesen, durch den Tod Jesu einem Rechte genug zu thun, das vom Satan oder von irgend einem Volke nach seinen rechtlichen Anschauungen geltend gemacht werden könnte. Es liegt vielmehr in der Linie, die der Prophet uns weist, wenn wir in Jesu Sterben wie in seinem ganzen Lebenswerke das Herz und die Gesinnung des himmlischen Vaters sehen, der uns alles schenken will, da er selbst seines eignen Sohnes nicht verschonte. Von dieser Offenbarung Gottes aus ist die christliche Welt- und Lebensanschauung zu entwerfen, um so mehr, als auch der alttestamentliche Prophet Gottes Erbarmen mit seinem Volke in den Mittelpunkt stellt. Von da aus gewinnt für den über seine Sünden Trauernden der Glaube erst sichern Halt: Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht! (Röm. 8, 33.)

K M

Der seligmachende Glaube

Die evangelische Kirche in allen ihren Abteilungen bekennt im Gegensatz zur katholischen Kirche als ihr Grundprinzip die Rechtfertigung aus dem Glauben, — d. i. die Lehre, daß die Gerechtigkeit vor Gott und damit die Seligkeit uns aus Gnaden allein durch den Glauben an Jesum Christum zu teil wird. Wo es sich aber um ein Grundprinzip handelt, da ist es von der größten Wichtigkeit, sich darüber klar zu werden, was damit gemeint ist. Wir fragen daher: **Was versteht die heilige Schrift unter dem seligmachenden Glauben?**

Die alten böhmischen Brüder haben in ihren Bekenntnisschriften drei Arten des Glaubens unterschieden und gründen sich dabei auf Johann Hus, der wiederum auf Augustinus und Beda zurückweist. Auf dieser Grundlage lehren die Brüder schon in einer ihrer ältesten Bekenntnisschriften vom Jahre 1471 oder 1472:

1. **Von Gott glauben** heißt: glauben, daß Gott ist, und daß er alle Dinge erschaffen hat und erhält. Dies ist die niedrigste Stufe des Glaubens und die leichteste; denn dieses Glauben ist nicht nur den guten und bösen Christen gemeinsam, sondern auch den Juden und Heiden, und auch die Teufel glauben so.

2. **Gott glauben** heißt: glauben, daß die Worte, die er gesagt hat, wahr sind. Das thun aber auch die Bösen, und auf diese Weise glauben wir auch manchen Menschen.

3. **An Gott glauben** heißt: glaubend ihn lieben und durch Liebe in ihn eindringen, glaubend sich an ihn halten und seinen Gliedern sich einverleiben, und dieser Glaube kommt nur den Guten eigentümlich zu. Oder: Glauben an Gott heißt: einen lebendigen Genuß der göttlichen Verheißungen haben, indem man dadurch von herzlicher Liebe zu Gott ergriffen wird. Diesen Glauben halten wir für grundlegend und wesentlich zur Seligkeit.

In Bezug auf diese dreifache Unterscheidung des Glaubens schreibt Doktor Luther an die Brüder in seinem Büchlein: „Vom Anbeten des Sakraments des heiligen Leichnams Christi" vom Jahre 1523:

> Mir gefällt fast wohl, daß ihr vom Glauben so unterschiedlich redet, daß etwas andres sei: Glauben von Gott, oder Gott glauben, oder Glauben in Gott; nämlich, daß auch die Teufel von Gott glauben, daß er alle Dinge geschaffen hat u. s. w. Item, Gotte glauben, daß wahr sei, was er geredet hat. Aber in Gott glauben sei: in Liebe und guten Werken Gotte folgen u. s. w.

Dieses dreifache Glauben muß klar unterschieden werden, das fordert unser Sprachgebrauch ebenso wie die heilige Schrift, da durch die Vermengung dieser drei Begriffe große Unklarheiten, ja seelengefährliche Irrtümer entstehen können und oft genug entstanden sind.

1. **Etwas glauben heißt: eine Sache für wahr halten**, glauben, daß etwas wirklich so ist, wie es mir gezeigt wird. Im christlichen Sinne hat also Glauben hier die Be-

deutung: das, was die heilige Schrift von Gott und dem Menschen, von Christo und seinem Reich, von dem Wege zur Seligkeit lehrt, als unumstößliche Wahrheit annehmen. Dieses Glauben ist die notwendige Grundlage für den seligmachenden Glauben (Ebr. 11, 6); wo sie fehlt, schwebt alles Folgende in der Luft (vgl. d. Bl. vor. Jahrg. Nr. 46, Sp. 902 u. Nr. 47, Sp. 927); aber der seligmachende Glaube ist dieses Glauben nimmermehr, sonst hätten ihn auch die Teufel (Jak. 2, 19). Allerdings spricht die heilige Schrift bisweilen scheinbar auch diesem „glauben, daß &c.“ schon die Seligkeit zu (Matth. 16, 16 f.; Apg. 8, 37; 1. Joh. 5, 1. 5); an diesen Stellen ist die Rede von dem Ueberzeugtsein, daß Jesus von Nazareth der Christ und Gottes Sohn sei. Dies aber war bei denen, von welchen dort die Rede ist, eine Ueberzeugung, die sie weder durch Hörensagen von andern Menschen, noch durch verstandesmäßiges Denken erlangt hatten, die ihnen Fleisch und Blut nicht offenbart hatte, eine gottgewirkte Herzensüberzeugung, in welcher die gläubige Hingabe an Christum, von der nachher die Rede sein soll, schon mit enthalten war. Wenn dagegen heutzutage ein Mensch, der von frommen Eltern oder in der Schule und Kirche von Jugend auf die biblischen Wahrheiten gehört und gelernt hat, sagen kann: Ich glaube das alles, ich habe noch nie daran gezweifelt — so ist ein solcher wohl glücklich zu preisen, weil er darin eine natürliche Grundlage besitzt, die ihm das Seligwerden erleichtert, aber zu einem seligen Gotteskinde macht ihn dieses Fürwahrhalten des Evangeliums noch nicht, ist es doch eine durch unzählige Beispiele erwiesene Thatsache, daß bei einem solchen Glauben das Herz kalt und gleichgiltig bleiben kann und daher auch von einer Einwirkung auf das innere Leben nichts zu spüren ist.

Halten wir nun daran fest, daß das Fürwahrhalten dessen, was die heilige Schrift uns lehrt, die notwendige Grundlage ist für den seligmachenden Glauben, aber auch nur diese, so müssen wir als evangelische Christen alles verwerfen, was darüber hinaus geht, also einmal die Meinung, als sei dies Fürwahrhalten der seligmachende Glaube selbst: die tote Orthodoxie, die der Tod alles christlichen Lebens ist, gegen die der Apostel Jakobus so gewaltig ankämpft; — dann aber auch die Ausdehnung des Begriffs „notwendige Grundlage“ auf die aus der heiligen Schrift mit mehr oder weniger Glück hergeleiteten Kirchensymbole mit ihren scharfsinnigen, haarspaltenden dogmatischen Begriffsbestimmungen über das Wesen Gottes und Christi. Man kann diese als Ergebnisse eines streng logischen Denkens bewundern, man kann es auch einer Kirchengemeinschaft nicht verwehren, die Zugehörigkeit zu ihr von der Annahme solcher Schriften abhängig zu machen, aber evangelisch kann das nicht genannt werden. Das apostolische Glaubensbekenntnis und auch das Nicänische kann der evangelische Christ sich allenfalls gefallen lassen, weil sie wenigstens nicht die Seligkeit von ihrer Annahme abhängig machen; anders aber steht es mit dem Athanasianischen, das in dem Konkordienbuch der evangelisch-lutherischen Kirche neben den beiden vorher genannten obenangestellt wird. Abgesehen von seinem zweifelhaften Ursprung enthält es die spitzfindigsten Erörterungen über das Wesen Gottes und Christi, deren Verständnis dem Laien gar nicht zugemutet werden kann, während sie dem Theologen nur Stoff zu kritischen Untersuchungen bieten; und nun lese man die Eingangs- und Schlußworte dieses Symbols:

Wer da will selig werden, der muß vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben. Wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel ewiglich verloren sein! und: Das ist der rechte christliche Glaube, wer denselben nicht fest hält und treulich glaubet, der kann nicht selig werden.

Ich muß bekennen, daß mein Herz schaudert, so oft ich diese Worte lese, und es nicht begreifen kann, wie eine evangelische Kirche die Seligkeit ihrer Glieder von der Annahme eines solchen Symbols abhängig machen kann.

2. Die zweite Art des Glaubens, jemandem glauben, folgt ganz naturgemäß aus der ersten. Glaube ich, daß der Mensch Jesus Christus der Sohn Gottes ist, und daß seine Jünger die vom heiligen Geist erleuchteten Apostel Jesu Christi sind, dann muß ich auch ihren Worten glauben. Wenn ich Christi Worten und den Zeugnissen seiner Apostel nicht glaube, so widerspreche ich damit meinem Bekenntnis von Christo und seinen Aposteln. Vgl. Joh. 8, 46; 10, 37.38; 1. Petri 4, 17; 1. Joh. 5, 10. Es gilt also hier dasselbe, was unter 1 gesagt worden ist: Christo und seinen Aposteln Glauben schenken, ist wohl eine notwendige Grundlage für den seligmachenden Glauben, aber nicht dieser selbst; denn das Herz und innere Leben kann ganz unberührt davon bleiben. Allerdings wird Joh. 5, 24 dem „Gotte glauben“ das ewige Leben zuerkannt, aber nur, weil es hier eine That ist, die ihre Wurzel nicht im Gedächtnis oder Verstande des natürlichen Menschen hat, sondern in der umwandelnden Kraft des heiligen Geistes, die das Herz willig macht, das Zeugnis Gottes in sich aufzunehmen. Es ist dann im wesentlichen schon dasselbe, was wir nun drittens als den seligmachenden Glauben zu betrachten haben.

3. Die dritte Art des Glaubens ist: an jemand glauben, πιστεύειν εἰς τινά (beim Substantiv auch mit dem Genetiv des Objekts, πίστις Ἰησοῦ Χριστοῦ, Röm. 3, 22). An jemand glauben will nicht sagen: sein Dasein glauben, auch nicht: seinen Worten Glauben schenken, sondern: sich ihm mit vollem Vertrauen hingeben, sich gleichsam in ihn hineinglauben, wie das griechische Wörtchen εἰς es so schön ausdrückt. Hier muß nun freilich bemerkt werden, daß wir Deutschen es mit unserm „an“ leider nicht so genau nehmen, wie die Griechen mit ihrem εἰς und die Römer mit ihrem in, vielmehr sehr häufig, ja meist statt etwas glauben sagen: an etwas glauben. Man sagt: Ich glaube an eine Vergebung der Sünden, an die Auferstehung der Toten, ja sogar: Ich glaube an den Teufel; und diese Redeweise ist so zum Sprachgebrauch geworden, daß auch in der wissenschaftlichen Sprache der Unterschied zwischen beiden Ausdrucksweisen oft verschwindet. Diese Ungenauigkeit im deutschen Sprachgebrauch ist zu bedauern, weil sie die richtige Unterscheidung der verschiednen Arten des Glaubens erschwert; wir haben uns aber hier nicht an den deutschen Sprachgebrauch zu halten, sondern an die griechische Ausdrucksweise im Neuen Testament. Wenn da von dem Glauben an Jesum Christum die Rede ist, so wird damit stets der seligmachende, weil der sich Christo hingebende, mit ihm eins werdende lebendige Herzensglaube verstanden. Da heißt es unter anderm: Die an seinen Namen glauben, denen giebt er Macht, Gottes Kinder zu werden, Joh. 1, 12. Durch den Glauben an ihn empfangen wir Vergebung der Sünden, Apostelgesch. 26, 18. Wir wissen, daß der Mensch gerecht werde, nicht durch des Gesetzes Werke, sondern durch den Glauben an Jesum Christum, Gal. 3, 16. Wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, der hat das ewige Leben, Joh. 6, 40.47. Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue, Joh. 14, 12. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, Joh. 11, 25. Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig, Apgesch. 16, 31.

Dieser Glaube ist aber nicht jedermanns Ding. An Christum glauben heißt an den glauben, der als Gottes Sohn in die Welt gekommen ist, Sünder selig zu machen, der um unsrer Sünde willen dahingegeben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferwecket ist; denn einen andern Christus giebt es nicht. Um an ihn zu glauben, muß ich mich also als Sünder erkannt haben, sonst geht Christus mich gar nichts an. Um an ihn zu glauben, muß ich den Fluch der Sünde fühlen und nach Erlösung verlangen, sonst frage ich nicht nach ihm. Nur wo solche Erkenntnis und solches Verlangen vorhanden ist, geht man zu dem, der die Mühseligen und Beladenen, die nach Gerechtigkeit Dürstenden zu sich ruft, um sie zu erquicken, und giebt sich ihm mit vollem Vertrauen hin; da erlangt man, was er Sündern erworben hat, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. In dieser Hingabe an ihn lebt man nicht mehr sich selbst, sondern dem, der für uns gestorben und auferstanden ist, und liebt den, der uns bis in den Tod geliebt hat; dann lebet Christus in uns, und diese Lebens- und Liebesgemeinschaft mit ihm ist unsre Seligkeit, ist auch die Gotteskraft zum Wachsen in der Heiligung. In diesem Einessein mit Christo sind wir Gottes Kinder, haben einen freien Zugang zum Vater und überlassen uns willig seiner Führung. In

diesem Einessein mit Christo sind wir Glieder seines Leibes und Genossen seines Reiches, deren Freude und Sorge das Wohl des ganzen Leibes und aller seiner Glieder, das Gedeihen und Wachstum des Reiches Christi ist. In diesem Einessein mit Christo ist das Sterben für uns Gewinn, weil es uns vom Glauben zum Schauen, vom Stückwerk zur Vollkommenheit, aus den Fesseln des Fleisches zur vollkommenen Freiheit der Kinder Gottes führt. So erlangen wir durch den Glauben an Christum alles das, wozu uns Christus von Gott gemacht ist, Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung.

Dieser Glaube an Christum ist der Glaube, von dem Doktor Luther sagt, daß er nicht ist ein totes Ding, sondern ein lebendiges, kräftiges Ding, das uns ganz umwandelt und neue Menschen aus uns macht (vgl. auch d. Bl. vor. Jahrg. Nr. 46, Sp. 903). Je mehr aber dieser Glaube an Christum in sich schließt, um so tiefer werden wir davon durchdrungen sein, wie sehr wir noch Kinder sind an diesem Glauben, wie fern noch davon, daß wir es schon ergriffen hätten oder vollkommen seien; um so mehr müssen wir uns strecken nach dem, das vorne ist, um so anhaltender bitten: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben! Herr, stärke uns den Glauben!

H L Reichel,
Bischof der Brüdergemeine

Schulreform

Auf die Reformen des Heerwesens, der Verfassung, des Rechtes, der sozialen Ordnung folgt jetzt in Deutschland die Schulreform. Das ist ganz naturgemäß und gewiß notwendig. Die deshalb entstandene Bewegung zeigt sich gegenwärtig am lebhaftesten in den höhern Regionen. Gymnasium oder Realschule, „sprachlich-geschichtlich“ oder „mathematisch-physikalisch“? das ist die Frage. Mannigfaltig, beinahe bunt zu nennen, sind die zu ihrer Beantwortung gemachten Vorschläge, deren Zahl, wie es scheint, noch immer sich vermehrt. Beinahe ist es, wie in den Pädagogischen Studien von Professor Rein nicht mit Unrecht bemerkt wird, zur „Schulkonfusion“ gekommen.

Wie leichtgläubig und wenig urteilsfähig das große Publikum der sogenannten „Gebildeten“ dabei ist, geht unter anderm daraus hervor, daß eine Schrift wie „Die Erziehung der deutschen Jugend“ von Paul Güßfeldt bereits mehrere Auflagen erlebt hat. Sie läßt kaum viel an Flachheit zu wünschen übrig und ist nur als symptomatische, nicht als litterarische Erscheinung von Bedeutung. Nach der ihr zu teil gewordenen Aufmerksamkeit zu schließen, scheint aber allerdings eine gründlichere Bildung und eine sorgfältigere Erziehung im deutschen Vaterlande unbedingt erforderlich.

Der Verein für Schulreform schlägt zur Erreichung dieses Zweckes vor, eine einheitliche Mittelschule zu schaffen, deren Vorstufe die Volksschule zu bilden hätte und die dann als Abschluß sich fortsetzen könnte in den drei obersten Klassen des Gymnasiums, Realgymnasiums oder der Oberrealschule, also eine Mittelschule mit sogenannter „Gabelung“ auf der Oberstufe. Die Neue deutsche Schule, ein andrer Verein für Schulreform, empfiehlt Gleichberechtigung von Gymnasium und Realschule, einheitliche Vorbildung für die höhern Schulen, bessere Vorbildung für den Lehrerberuf, Vorwiegen des deutschen Unterrichts, Sorge für die körperliche Entwicklung der Jugend, und größere Beteiligung der Eltern an der Schulerziehung. Hiermit im ganzen einverstanden ist der Realschulmännerverein. Das Programm des Einheitsschulvereins lautet: Eine das Gymnasium und das Realgymnasium verschmelzende Einheitsschule als Vorbereitung auf alle Berufe mit wissenschaftlicher Fachbildung, Reform der Methode, vor allem Wegfall des lateinischen Aufsatzes, also Einheitsschule ohne Gabelung. Die Heidelberger Erklärung vom Juli 1888 spricht aus:

Mag die Organisation der geistigen und körperlichen Ausbildung unsrer Gymnasiasten, mag ferner das Lehrverfahren auf verschiednen Gebieten, dem mathematischen, naturwissenschaftlichen, auch auf dem des alt- und neusprachlichen Unterrichts, noch vielfach der Verbesserung bedürfen, so wird doch anderseits durch reiche Erfahrung die Forderung begründet, daß an den Grundzügen des Lehrplanes der humanistischen Gymnasien, insbesondre auch an der diesen Schulen eigentümlichen Beschäftigung mit griechischer Sprache und Litteratur festzuhalten ist. Nur Aenderungen, welche das Bestehende weiter entwickeln, nicht aber einen Bruch mit demselben bedeuten, können wir als wünschenswert erachten bei einer Einrichtung, auf der zum Teil die Blüte deutscher Wissenschaft und die Tüchtigkeit einer ganzen Reihe wichtigster Berufsklassen beruht.

Diese Vorschläge sind verschieden genug. Soll aber wirklich eine Reform herbeigeführt werden, dann kann es sich nicht bloß handeln um Abwägung der bestehenden Berechtigungen, um Errichtung von Mittelschulen, lateinischen Aufsatz, Griechisch oder nicht, Gabelung oder Einheitsschule. Das sind nicht unnötige Dinge; doch die Hauptsache können sie nicht sein. Eine wirkliche Reform muß tiefer einsetzen und von bestimmten Prinzipien ausgehen. Bloße Experimente oder nur vereinzelte Verbesserungsgedanken fruchten nichts. Vor allem sind zwei Punkte ins Auge zu fassen: gesunder Individualismus und Charakterbildung. Damit ist zugleich auf die beiden Hauptfehler in der modernen Erziehung hingedeutet: auf den Mangel einer verständigen psychologischen Methode und auf die Zwiespältigkeit der modernen Bildung überhaupt. Das gilt von dem gesamten Schulwesen der Gegenwart, von der Volksschule an bis hinauf zu der Universität.

1. Grundbedingung aller Schulreform: Individualisiren!

Bei jeder Erziehung ist einmal das Gegebene in Betracht zu ziehen, von dem ausgegangen werden muß, das andremal das zu erstrebende Ziel. Das Erste ist der Mensch, das Individuum, das man bilden will, das Zweite die bestimmte Gestalt, die der werdende Mensch innerlich und äußerlich gewinnen soll. Zuvörderst ist also zu erörtern, wie hat man in Bezug auf Individualität in der Pädagogik sich zu verhalten und wie steht es hiermit in dem modernen Erziehungswesen? Je nach der Antwort hierauf muß auch das Urteil ausfallen über die Schule der Gegenwart und deren Reform.

„Individualisiren“ heißt der oberste Grundsatz einer echten pädagogischen Methode. Darüber sind alle Schulmänner einig. Aber die Anwendung dieses Grundsatzes ist schwer. Da kann allein Psychologie helfen, Individual- und Sozialpsychologie. Der Verein für wissenschaftliche Pädagogik hat sich schon seit vielen Jahren hierfür bemüht, oft genug deshalb angegriffen oder gar verspottet. Was gehen den eingefleischten Philologen seelische Funktionen an? Formenlehre und Syntax sind alles, und das Höchste ist eine neue Lesart. Was kümmert sich ein utilitaristischer Realismus um die geheimnisvollen Tiefen eines Menschengemüts? Was bedeutet Originalität des Geistes für die Nivellirungs- und Verflachungsarbeit der Gegenwart? Damit aber entstehen für die Pädagogik nicht nur methodische, sondern zugleich ethische Defekte.

Ein jedes menschliche Individuum ist eine von Gott gesetzte Bestimmtheit, ein wohl zu beachtendes Konkretum, über das nicht ohne weiteres zur Tages- oder Schulordnung übergegangen werden darf. Jeder Einzelne soll dem göttlichen Willen gemäß eine besondre Stellung einnehmen in der Welt und eine besondre Aufgabe in ihrer Entwicklung erfüllen. Mag sein, daß diese besondre Eigentümlichkeit und die besondre Einwirkung des Einzelnen auf das Ganze meist nur wenig spürbar, zuweilen ganz unbemerkbar sind für das blöde menschliche Auge. Vorhanden sind sie und dürfen nicht mit Gewalt oder durch unaufmerksame Behandlung zerstört werden.

Was sollte das für ein Frühling sein, in dem alles gleichfarbig aufsproßte und blühte, alles in derselben Form und Gestalt! Jedes Auge müßte sich wegwenden. — Mögen von einer Blüten- oder Pflanzenart für den rasch darüber hinblickenden Beschauer alle Exemplare gleich oder doch sehr ähnlich erscheinen, dennoch sind sie alle verschieden, jedes ein Ganzes in seiner Art, wodurch erst die eine schöne Harmonie hervorgebracht wird. Soll es einen lebendigen Staat, eine lebendige Nation, eine lebendige Menschheit geben, dann muß die Eigentümlichkeit jedes Einzelnen so weit als möglich zu ihrem Rechte kommen. Schablonisiren und Nivelliren ist der größte Fehler der Pädagogik.

Nun ist aber der Einzelne nicht ein Vereinzelter. Das

Individuum ist nicht ein in sich selbst ruhendes, abgeschlossenes Atom, sondern steht in Beziehung zu andern. Es ist hineingestellt in den Zusammenhang des Ganzen und zugleich daraus hervorgewachsen. Niemals kann ein Mensch ohne Menschen gedacht werden. Allein in der Verbindung mit andern und durch diese ist er was er ist. Außer den allgemein menschlichen Anlagen bestimmen elterliche Abstammung, Nation, Lebenserfahrungen und die Zeit, in der jemand lebt, das eigentümliche Wesen eines Menschen. Daher die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, die zu beachten sind. An dieses Gegebene aber, das sich aus mehreren Faktoren zusammensetzt, muß angeknüpft werden, wenn überhaupt erzogen werden soll. Darnach hat die Pädagogik von der Volksschule an bis zu den gelehrten Schulen ihre Maßnahmen zu treffen. Die Arbeit, die sie dabei zu leisten hat, ist verantwortungsreich und mühevoll. Natürlich wird das zu fordernde Individualisiren für das Elternhaus leichter und besser auszuführen sein, als für die Schule. Diese hat mit einer größeren Anzahl von Schülern und Schülerinnen zu rechnen und vermag schon deshalb weniger Detailarbeit zu leisten, als Vater und Mutter. Aber der Individualität der ihr Anvertrauten so nahe als möglich zu kommen bleibt trotzdem ihre Hauptaufgabe. Herbart sagt: „Die Erziehung darf nicht nur wie in einer Fabrik arbeiten, sie muß jeden Einzelnen vornehmen."

Solcher Aufgabe gerecht zu werden, muß die Schule vor allem danach streben, in thunlichst engem Zusammenhange mit dem Elternhause zu bleiben. Dabei ist vorauszusetzen, daß die Eltern der Erziehung ihrer Kinder auf das eingehendste und liebevollste sich annehmen. Leider scheint diese Vater- und Mutterpflicht immer mehr in Vergessenheit zu geraten. Der Herr des Hauses hat wegen überhäufter Geschäfte keine Zeit, wie er sagt, sich um die Kleinen zu bekümmern. Die Dame des Hauses aber hat zu viel mit Toiletten und andern wichtigen Dingen, wohl auch mit verschiedenen sogenannten „Wohlthätigkeitsvereinen" zu thun, als daß sie noch weiteres leisten könnte. Das moderne Haus ist eben voll Unruhe und Zerfahrenheit. Eine große Anzahl der Eltern ist wohl auch zu „nervös," um den Lärm der Kinderstube zu ertragen. Daher sind die Kinder an die Dienstboten gewiesen, im besten Falle an eine Kindergärtnerin oder eine bereitwillige gutmütige Verwandte. Tagelang sehen die heranwachsenden Söhne und Töchter ihre Eltern kaum. In den ärmeren Gesellschaftsklassen gehen die Eltern ihrer Arbeit nach, und so müssen die neun- und zehnjährigen Sprößlinge an ihren jüngeren Geschwistern Vater- und Mutterstelle vertreten. Da ist dann freilich eine jede Verbindung mit Schule und Haus vergeblich. Deshalb auch dürfte es nötig sein, für das deutsche Vaterland nicht bloß von Schulreform zu reden, sondern auch ein wenig Hausreform zu beantragen. Mit dem Elternhause aber, in welchem man die Pflicht der Erziehung kennt und erfüllt, muß die Schule Verbindung suchen und unterhalten.

Internate können hier keinen Ersatz bieten. Wenn sie auch scheinbar das Individualisiren seitens der Schule begünstigen dadurch, daß die Zöglinge immer unter den Augen der Lehrer sind, so ist doch schon die große Anzahl der Schüler ein Hindernis, abgesehen von der Verallgemeinerung der pädagogischen Maßregeln, die von keiner geschlossenen Anstalt ganz fern zu halten ist. Ein wesentliches Moment aber, die mütterliche Einwirkung, fehlt vollständig, ebenso wie das Familienhafte überhaupt, das nur im Hause zu finden ist. Deshalb sind und bleiben Internate immer ein mangelhafter Ersatz des Elternhauses oder Familienlebens, und damit ein Notbehelf. Höchstens für Kadettenhäuser mögen sie empfehlenswert sein. Aber die wird niemand als Musteranstalten für die Erziehung ansehen wollen. Ihre Tendenz geht auf die Ausbildung für den großen Mechanismus des Heerwesens und ist von der Erziehung im eigentlichsten Sinne weit verschieden. Verlangt aber die gegenwärtige Beschaffenheit des öffentlichen Schulwesens zeitige Entnahme des Knaben aus dem Elternhause, so ist das ein Uebelstand, der wenigstens einigermaßen durch Aufnahme des Schülers in ein andres Familienleben wett zu machen ist.

Privatschulen sind in Beziehung auf den Zusammenhang

mit dem Elternhause nicht selten besser gestellt. Nur findet hier wieder allzuleicht ein zu großer und zuweilen verwirrender Einfluß auf die Schulordnung statt, die schließlich beide Teile schädigt. Ob aber Schulsynoden helfen sollten, ist fraglich. Es wäre möglich, daß in diesen Versammlungen die Stimmen vernünftiger und ruhig denkender Eltern gerade am wenigsten zur Geltung kämen. Auch könnten da immer nur allgemeine Gesichtspunkte und Einrichtungen zur Besprechung gelangen. Das Beste wird daher sein, möglichst viel Schulen zu gründen. Warum sollen nur größere Städte Gymnasien und Realschulen haben? Warum soll es in reich bevölkerten Ortschaften, Städten oder Dörfern, nur wieder zahlreich besuchte Volksschulen geben? Dezentralisation ist hier der Anfang der Besserung. Man schaffe möglichst viel und möglichst kleine Schulen aller Art mit ausreichenden Lehrkräften. Dadurch wird einer großen Anzahl von Eltern die Möglichkeit geboten, ihre Kinder länger bei sich zu behalten und ihnen weitergehende Sorgfalt zu widmen. Selbstverständlich kann nicht auf jedem Dorfe eine gelehrte Schule sein, auch nicht in jedem Landstädtchen. Auch ist für gewöhnlich in den kleineren Orten das Bedürfnis nach höherer Bildung selten. Doch wird dann, wenn man so viel Orte als möglich mit höheren Bildungsanstalten bedenkt, fast immer eine Stadt mit einem Gymnasium oder einer Realschule so nahe liegen, daß Eltern und Kinder sich öfter sehen und in innigerem Verkehr mit einander bleiben können, als wenn man nur größere Städte mit bevorzugten Schulen beschenkte. Oder verursacht das zu großen Geldaufwand? — Jedenfalls läßt sich diesem Einwurfe gegenüber bald beweisen, daß viel mehr Geld ausgegeben wird für Dinge, die entschieden viel geringere Bedeutung haben, als die Erziehung. Handelt es sich um Menschenbildung, um Mittel und Wege, ein Volk seinen höchsten und heiligsten Zielen zuzuführen, so kann die Kostenfrage kaum die entscheidende sein. Durch kleinere Schulen wird ein gemeinsames Besprechen zwischen Eltern und Lehrern möglich gemacht und auf diese Weise sowohl ein gewaltsames Zurückdrängen des Individuellen verhütet, als auch ein schwächliches Dulden fehlerhafter Eigenheiten. Der Lehrer ergänzt Vater und Mutter dadurch, daß er dem Kinde objektiv gegenüber steht.

Innerhalb der Schulen mit geringer Schülerzahl werden aber wieder kleinere Klassen möglich und hierdurch eine desto eingehendere und rücksichtsvollere Behandlung des Einzelnen. Hierzu ist natürlich erforderlich, daß der Lehrer individualisiren gelernt hat. Für diesen Zweck empfiehlt Herbart dem Erzieher Durchgang durch den Hauslehrerberuf mit den Worten:

> Seine eigentliche Schule macht der Erzieher als Hauslehrer für einen oder zwei Zöglinge von beinahe gleichem Alter. Wer pädagogischen Künstlerberuf hat, dem muß es in dem kleinen dunklen Raume, in welchem er vielleicht anfangs sich eingeschlossen fühlt, bald so hell und so weit werden, daß er darin die ganze Pädagogik findet mit all ihren Rücksichten und Bedingungen, welchen Genüge zu leisten eine wahrhaft unermeßliche Arbeit ist. . . . . Aber die Schule erweitert nicht, sie verengt vielmehr die pädagogische Thätigkeit; sie versagt die Anschließung an Individuen, denn die Schüler erscheinen massenweise in den gewissen Stunden; sie versagt den Gebrauch mannigfaltiger Kenntnisse, denn der Lektionsplan schreibt dem einzelnen Lehrer ein Heer Fächer vor, worin er zu unterrichten hat; sie macht die freiere Führung unmöglich, denn sie erfordert Wachsamkeit und Strenge gegen so viele, die auf allen Fall in Ordnung gehalten werden müssen.

Weil sich jedoch diese Forderung, durch das Hauslehreramt für den öffentlichen Lehrberuf sich vorzubereiten, nur für wenige erfüllen läßt, muß hierfür das Seminar eintreten. Nicht nur die Volksschullehrer, sondern alle Lehrer haben dort ihre Ausbildung zu suchen, um wenigstens nicht völlig unbekannt mit rechter pädagogischer Methode ihren ernsten Beruf aufzunehmen. Immerhin wird diese Vorbereitung noch wenig genug bieten. Mindestens aber kann sie dazu dienen, für die Erziehung ganz ungeeignete Leute fern zu halten von einer Wirksamkeit, bei welcher Mißgriffe von weitesttragendem Einflusse sind. Seminare für Lehrer an den höheren Schulen sind auch schon deshalb nützlich und notwendig, weil ihre Existenz und die Verpflichtung zu ihrem Besuch die Illusion zerstört, als ob Gymnasial- und andre „höhere" Lehrer die Kunst der Pädagogik gar nicht erst zu lernen brauchten. Wie viel sie zur Besserung

und fortgehenden Vervollkommnung des Schulwesens beitragen, wird von ihrer Einrichtung abhängen. Psychologie, Ethik und Religion werden außer der eigentlichen Pädagogik in ihrem Lektionsplane einen breiten Raum einzunehmen haben, Religion namentlich von der psychologischen und religionsphilosophischen Seite her. Auf diese Weise werden die künftigen Lehrer an den gelehrten Schulen doch nicht ganz ohne pädagogische Befähigung ihr Amt antreten. Die Praxis aber wird noch immer viel nachzuholen haben, wie das auch bei den seminaristisch gebildeten Volksschullehrern erfahrungsgemäß geschieht und geschehen muß.

Das Allernotwendigste ist, daß ein Erzieher mit einer gewissen Biegsamkeit seinen Pflichten nachzukommen sucht. Drängt sich seine eigne Individualität anspruchsvoll und rücksichtslos, oder auch unbewußt hervor, so entsteht die Figur des unsympathischen, von den Schülern gehaßten Schultyrannen oder die Karikatur des Pedanten und zweifelhaften Originals, dessen sich gern die Spottlust der Jugend bemächtigt. In jeder Schule ist zu bedenken, daß es schüchterne und dreiste, leichtempfängliche und schwerfällige, erregbare und träge Naturen unter den Schülern giebt. Danach soll im einzelnen Falle verfahren und von diesem Gesichtspunkte aus der Einzelne beurteilt und behandelt werden. Ob in dieser Beziehung an Gymnasien und Realschulen, überhaupt den sogenannten höheren Lehranstalten das Wünschenswerte schon erreicht sei, dürfte doch zweifelhaft sein, trotz vielfachen gegenteiligen Behauptungen. In den Volksschulen wird die feine psychologische Einzelarbeit verschlungen durch die Massen. Da ist noch viel zu bessern. Einigen Ersatz könnten gemeinsame Spaziergänge, Spiele und dann und wann zu veranstaltende bescheidene Festlichkeiten bieten. Bei solcher Gelegenheit ist es eher möglich, den Einzelnen kennen zu lernen. Aber es wird immer schwer sein, die gewonnene Kenntnis auf seine Behandlung in der Schule zu übertragen, weil die Zahl der zu Behandelnden zu groß ist und die Disziplin unter keinen Umständen irgendwie gelockert werden darf. Tröstlich für den gewissenhaften Volksschullehrer ist dann nur dies, daß er in besonders wichtigen und schwer zu entscheidenden Fällen in der Lage sein wird, sich mit dem elterlichen Hause ins Einvernehmen zu setzen.

Alles Fachlehrersystem aber ist für jede Art von Schulen damit gerichtet. Nicht das Fach, sondern der zu erziehende Mensch ist die Hauptsache. Daß der in seiner Lieblings- oder Spezialwissenschaft wohlbeschlagene Präzeptor gerade seine Wissenschaft für die wichtigste hält, ist menschlich, aber stets ein Irrtum, ganz gewiß wenigstens ein pädagogischer Irrtum. Mit ihm hängt ein Teil der Ueberbürdungsfrage zusammen. Auch dem energischsten und einsichtsvollsten Direktor wird es sauer werden, seine Kollegen nach dieser Richtung hin zu überzeugen und sie mit ihren Anforderungen in den gebotenen Schranken zu halten, wenn nicht die allgemeine Schulordnung ihm zur Seite steht. Es muß schlechterdings unmöglich gemacht werden, daß um eines Faches willen ein Schüler, der sonst nicht untüchtig ist, in einer Klasse zurückgehalten werde. Fleiß und Fähigkeit im ganzen müssen entscheiden, und die Individualität der bestimmten Schule, welcher der Schüler zugehört.

Das Gymnasium ist durch das Sprachlich-Geschichtliche charakterisirt und vorwiegend theoretischer Natur, soll zum reinen Denken ausbilden, den Menschen gestalten vom Gesichtspunkte der Erkenntniskräfte. Das Gefühl als das Fundamentale und mit Erkennen und Wollen sich mischende wird dabei nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Doch die Tendenz geht auf die Theorie und die Wissenschaften im engern Sinne, auf die Grundlagen zur logischen und spekulativen Befähigung, zum systematischen Denken. Ihm die formale Bildung als hauptsächlichsten Zweck zuzuschreiben wäre falsch. Einerseits ist das Formale ohne das Materiale leer, ohne Stoff keine Kraft, und anderseits geht überhaupt jeder Unterricht, jede Jugendbildung auf Uebung, auf Schulung des Geistes, die sich später im Leben bewähren und weiter ausbilden soll. Das Gymnasium aber als humanistische Bildungsanstalt im eigentlichen Sinne zu bezeichnen ist eine Befangenheit, die auf einer sehr engen Fassung des Begriffs Humanität beruht. Die sprachliche und geschichtliche

Erziehung mag eine vorzügliche Fähigkeit in sich bergen, den Menschen zu bilden. Immer wird sie es von einem einseitigen Standpunkte aus thun, wie sehr auch Sprache und Geschichte geeignet sind, gerade das allgemein Menschliche zu entwickeln nach der Seite der Theorie und der idealen Anschauung. Zur Theorie muß dann noch die Orientirung in der gegenwärtigen Welt hinzukommen, um aus dem denkenden und erkennenden Menschen den handelnden, den praktischen, werden zu lassen.

Weil das zu oft übersehen wird, daher die immer sich wiederholenden Klagen, daß die mit wissenschaftlicher Bildung Ausgerüsteten, wie Gymnasium und Universität sie geben, sobald sie in das Amt treten oder im Leben überhaupt thätig sein sollen, anfangen müssen, die Praxis zu lernen, soweit nicht Seminare auf den Universitäten hierfür zu sorgen versucht haben. Das kann auch nicht anders sein. Jede Schule hat vermöge ihres Charakters, ihrer Individualität eine Einseitigkeit an sich, die sie haben muß, wenn sie nicht etwas ganz Verschwommenes sein soll. Eine Allerweltsschule, ein Institut für alles, wo jede Seite des Menschen gleichmäßig ausgebildet wird, giebt es nicht und wird es niemals geben können, sobald es sich um eine intensive Bildung und nicht, wie in der Volksschule, um ganz allgemeine Ziele handelt. Das Gymnasium soll Gymnasium bleiben, eine höhere Schule mit vorwiegend sprachlich-geschichtlichem Charakter, aber nicht mit der Prätension, damit schon den ganzen Menschen gleichmäßig bilden zu können und ausschließlich humanistische Anstalt zu sein, sondern mit der Einsicht der Ergänzungsbedürftigkeit durch die sogenannten realistischen Fächer und durch das praktische Leben. Seine Individualität zu wahren, wird es den sprachlich-geschichtlichen Unterricht in den Vordergrund stellen und alles übrige in die zweite, bezw. dritte Reihe weisen müssen. Hiernach hat es seinen Lektionsplan einzurichten und seine Schüler zu beurteilen.

Die Realschule ist als höhere Schule dem Gymnasium dem Range nach gleich zu achten. Ihre Individualität ist die mathematisch-physikalische oder, wie man kurz sagen darf, die realistische. Sie bezieht ihre Thätigkeit vorwiegend auf das Handeln des Menschen, auf seinen Willen, und hat technisch-praktischen Charakter. Während das Gymnasium seiner idealistischen sprachlich-historischen Richtung wegen alle geschichtlichen Entwicklungsstufen der Menschheit zu umspannen hat und daher vom Altertum beginnen und vorzüglich den gesamten geistigen Entwicklungsgang der Menschheit zur Darstellung bringen muß, ist die Realschule der Gegenwart zugewandt, in welcher der Mensch thätig sein soll. Auch ihr haftet wie dem Gymnasium Einseitigkeit an, die ihre Ergänzung suchen muß nach der Seite des reinen Denkens und der Spekulation, der wissenschaftlichen Theorie und Systematik, sowie der idealen Weltanschauung. Für die Realschule stehen die mathematisch-physikalischen Fächer im Vordergrunde, während sie das Sprachlich-historische dahinter zurückstellt. Auch sie muß sich bescheiden, nicht den ganzen Menschen gleichmäßig durch ihre Art bilden zu können, sondern die Erziehung zu üben von einem bestimmten Gesichtspunkt und zwar dem des Handelns aus. Zum „Menschentum“ aber will die mathematisch-physikalische Schule geradeso gewiß führen wie die sprachlich-historische. Nur der Ausgangspunkt und nur die Methoden sind verschieden.

Man braucht daher nicht zu streiten, wie es gegenwärtig geschieht, ob das Wesen der höheren Bildung besteht in der Fähigkeit nacherlebenden Verständnisses menschlich-geistiger Dinge, oder in der andern: an der Weiterbildung dieser Dinge sich lebendig zu beteiligen. Jede dieser Fähigkeiten hat ihre Berechtigung, bleibt aber eine zu ergänzende Einseitigkeit. Die eine derselben wird gefördert auf dem Gymnasium, die andre durch die Realschule. Beide dienen von zwei verschiednen Gesichtspunkten aus der Bildung zum Menschentum. Das Gymnasium betont die seelische Funktion des Denkens, die Realschule die des Wollens. Jede dieser Schulen aber dient damit den beiden besondern Veranlagungen der Menschen entweder zur Theorie oder zur Praxis. Das Gefühl als das Ursprüngliche, die ästhetische Bildung liegt in der Mitte und hat zu diesen beiden gleichmäßige Beziehung. Zur Kunst aber wird nicht erzogen, son-

dern der Künstler wird aus sich selbst. Für ihn giebt es nur Ausbildung, Entwicklung, nicht Bildung.

Aus diesem Gesagten geht nun hervor, daß Gymnasium und Realschule, wenn sie überhaupt etwas sein und ihre Individualität wahren wollen, getrennt bleiben müssen. Das verlangt der psychologische Standpunkt der Pädagogik. Man könnte sagen: es giebt Gymnasialmenschen mit vorwiegend sprachlich-historischer Anlage, bei denen das Theoretische in den Vordergrund tritt, und es giebt Realschulmenschen mit vorwiegend praktischer, mathematisch-physikalischer Anlage, in denen das zum Handeln befähigende Wollen das Stärkste ist. Beide Arten von Menschen sind notwendig für die menschheitliche Entwicklung, die einen, um die Kontinuität der Menschheitsentwicklung aufrecht zu erhalten und das Innenleben zu fördern, die andern, um gegenwärtig handelnd die Welt immer neu zu gestalten und das Innere in organisirender Thätigkeit äußerlich zu machen, der Welt den Stempel des Menschengeistes aufzuprägen. Beiden Arten wird auf dem Gebiete der Erziehung Rechnung getragen durch Gymnasial- und Realschulbildung. Realgymnasien oder gar Einheitsschulen mit oder ohne Gabelung sind Monstra, Zwitterbildungen ohne jeden pädagogischen Charakter und von dem pädagogischen Grundsatze des Individualisirens aus unbedingt zu verwerfen. Die Volksschule aber ruht auf der breiten Basis des Allgemeinmenschlichen, dessen, was überhaupt zu einem menschlich-vernünftigen Dasein gehört, um es von dem der unvernünftigen Kreatur zu unterscheiden. Ihre Individualität ist die allgemein ethisch-soziale, sie knüpft an die Veranlagung zum Menschen überhaupt an und hat es mit den Individuen der großen Menge von Durchschnittsmenschen zu thun, die wir mit dem Sammelnamen „Volk" bezeichnen. Ihre Thätigkeit geht von dem Standpunkte des allgemein „Menschenwürdigen" aus mit der Tendenz, das Niveau des Verständnisses hierfür mehr und mehr zu erhöhen. Das, worin alle Schulen schließlich zusammentreffen müssen und was ihre wahre Einheit ausmacht, ist hier noch nicht zu erörtern.

Daß nun nach der Individualität jeder Schule auch ihr Lektionsplan sich richten muß, ist von vornherein klar. Darauf ist auch bereits hingedeutet worden. Für die Gymnasien sind die alten Sprachen und Geschichte das Oberste, für die Realschulen die Mathematik, die Naturwissenschaften und die neuern Sprachen und für die Volksschule die zu einem wohlgeordneten, vernünftigen Leben in menschlicher Gesellschaft erforderlichen Kenntnisse. Jede der beiden erstgenannten Schulen aber hat ihre individuelle Beschränktheit zu erkennen und nach Möglichkeit Ergänzung zu suchen, ohne ihre Individualität zu verwischen. Die psychologisch-individualisirende Methode gebietet dabei als Hauptgesichtspunkte festzuhalten: vom Nahen zum Fernen, vom Leichten zum Schweren, von der Anschauung zum Begriffe. Dadurch werden Heimat und Vaterland, Naturwissenschaft, Geographie und Geschichte zu ihrem Rechte gelangen und sowohl das frühzeitige Beginnen mit den alten Sprachen verhindert als auch eine zu lange oder breite Beschäftigung mit ihnen aufgehoben werden. Die Kontrastwirkung ist ein wichtiges psychologisches Gesetz, die Langeweile aber ein mächtiges Hemmnis freudigen Fortschreitens.

Auch werden, da es sich um Knaben und Jünglinge handelt, die Ziele nicht übermäßig hoch gesteckt werden dürfen. Spezialitäten und Spitzfindigkeiten, philologische und andre Liebhabereien müssen fern bleiben. Außerdem wird jede Schule, deren Erziehung eingreifen soll in das Werden des großen Ganzen, eine gewisse Anpassungsfähigkeit sich zu eigen zu machen haben. Schreitet die Menschheit vorwärts, so dürfen die Schulen nicht zurückbleiben. Sie müssen der Zeit Rechnung tragen, in der sie selbst leben, deren Kind jeder ist, deren Einfluß ihn umgiebt, und die ihre Anforderungen an den Einzelnen wie an die Gesamtheit stellt. Mit bloßem Griechisch und Lateinisch kommt niemand mehr aus. Der Begriff „Humanismus" hat sich verändert und erweitert. Ihn zu erklären als den „Inbegriff alles Menschlichen im edelsten Sinne des Worts," ist eine schöne und anzuerkennende Definition. Doch dieselbe ist gewiß erst dann zutreffend, wenn unter diesem „Menschlichen" auch ein Orientirtsein in der Welt überhaupt verstanden wird, um sich herrschend über sie zu erheben. Auch die Naturwissenschaft und die Mathematik gehören zu den Mitteln hierzu und brauchen nicht notwendig hineinzuführen in den das „Menschliche" zerstörenden Materialismus. Der Gedanke ist nur dort mächtig, wo er schöpferisch sich einsenkt in den Fruchtboden der Wirklichkeit, das müssen sich die Gymnasien gesagt sein lassen. Es handelt sich bei der Erziehung nicht nur um die Vergangenheit, sondern zugleich um die Gegenwart und Zukunft, aber, und das ist bemerkenswert für die Realschulen, auch wieder nicht um diese beiden letztern allein: Entwicklung ist stets geschichtlich. Denken und Handeln bedürfen der gegenseitigen Ergänzung, um ein Menschenbild zur Erscheinung zu bringen.

Damit sind die Grundsätze für Entwerfung der betreffenden Lektionspläne ausgesprochen. Dergleichen Pläne selbst hier aufzustellen liegt außerhalb dieser Betrachtungen.

Weiter aber wächst die Individulität eines Menschen nicht bloß hervor aus der Familie und aus der bestimmten Zeit, in der jemand lebt, sondern auch aus der bestimmten Nation und der bestimmten ethisch-religiösen Gemeinschaft, in der er geboren ward. Die Schulen müssen also national und religiös bestimmt sein.

Es giebt nicht nur Einzelindividuen, sondern auch Volksindividuen, die ihre besondern Gaben und Aufgaben in der Menschheitsgeschichte haben. Der Kosmopolitismus scheint ein hoher und edler Standpunkt zu sein. Aber er ist allein insoweit vernünftig und brauchbar, als er von dem Nationalen ausgeht. Eine vollkommene Welt kann nur dadurch zu stande kommen, daß jedes Glied dieser Welt, jeder für sich bestehende, bestimmte Teil der Menschheit sich selbst zu vervollkommnen, das ihm gesteckte Ziel zunächst zu erreichen sucht und so lebt und wirkt für das große Ganze. Es ist von wesentlicher Bedeutung, daß das nationale Bewußtsein der Deutschen von neuem erwacht ist. Seine allseitige und kräftige Bethätigung wird und muß siegreich sein gegenüber den zerstörenden und zersetzenden Elementen, die das Vaterland bedrohen. Die rote, die goldne und die schwarze Internationale werden überwunden werden durch eine echt vaterländische Erziehung, die von Jugend an den deutschen Sinn in die Herzen pflanzt.

Schon bei der Bestimmung des Begriffs „national" aber beginnt hier der Kampf. Das moderne Judentum möchte denselben so sehr verflachen und verallgemeinern, daß er im Grunde genommen aufgelöst wird. Lazarus behauptet:

> Durchaus nicht alle diejenigen, welche eine gemeinsame Abstammung haben, gehören zu derselben Nation; es giebt gar keine Nationalität, welche von reiner ungemischter Abstammung ist. Das, was ein Volk zu eben diesem macht, liegt wesenlich nicht sowohl in gewissen objektiven Verhältnissen, wie Abstammung, Sprache u. s. w. an sich als solchen, als vielmehr bloß in der subjektiven Ansicht der Glieder des Volks, welche sich alle zusammen als ein Volk ansehen.

Das wäre eine Aufhebung des Nationalen überhaupt. Wenn die Nation etwas so Fließendes und Willkürliches sein sollte, dann könnte man von einem Nationalcharakter überhaupt nicht reden. Die natürliche Abstammung der einzelnen Volksglieder ist nicht bloß körperlicher, sondern gewiß ebenso geistiger Natur. Beide gehören immer zusammen. Dazu kommt außer derselben Sprache das Bewohnen desselben Landes und das Erleben derselben Geschichte. Das letztere Moment wird von Lazarus selbst hervorgehoben, indem er sagt:

> In dem Maße, als ein Einzelner oder er mit seiner Familie und diese vollends in der Abfolge mehrerer Geschlechter an dem Laufe der Geschichte passiven und aktiven Anteil genommen, wächst auch das subjektive Band der Zugehörigkeit zu einander.

Daraus folgt, daß wohl jemand nationalisirt, mit einer anderen Nation, als der seiner Abstammung, verbunden werden kann, aber nicht, daß seine Nationalität nur auf subjektiver, zufälliger Ansicht beruhe. Jedes Volk ist ein von Gott gesetztes und in seinem Bestande gewolltes Gesamtindividuum, das auf thatsächlich gegebenen, also objektiven Grundlagen beruht. Das ist festzuhalten gegenüber den zersetzenden und verflachenden Bestrebungen der modernen jüdischen und sozialistischen Internationale. Nur von dieser Auffassung aus ist eine nationale Erziehung im vollen Sinne möglich.

Was nun den deutschen Volkscharakter anlangt, so besteht

dessen tiefste Eigentümlichkeit in der „hohen Selbstschätzung der Persönlichkeit, in dem Bedürfnis der Selbstachtung oder der Mannesehre, die jeder sich selbst geben muß im Gegensatz zu der theokratischen Gesetzlichkeit des Hebräers und zu der knechtischen Unterwürfigkeit der sonstigen Orientalen.“*) Dazu gesellen sich Treue, Arbeitsamkeit, Pflichtbewußtsein und ideale Richtung des Geistes. Diese Tugenden und Eigentümlichkeiten sind als nationale durch die Jugenderziehung zu pflegen und vor Ausartung zu schützen. Nicht der Nationalstolz ist zu fördern, der sich in gefährlicher Eitelkeit der errungenen Schlachtensiege freut, sondern das Nationalbewußtsein, das sich der von Gott gegebenen Kraft erinnert, und der heiligen Pflichten, die sich daraus ergeben. Hierzu dienen vaterländische Geschichte und vaterländische Sprache. Diese beiden müssen in jeder Schule, Gymnasium, Realschule und Volksschule, den wesentlichen Bestandteil des Unterrichts ausmachen. Nicht Latein reden, sondern deutsch reden ist die Hauptsache für den Deutschen. Die deutsche Sprache ist das Offenbarungsmedium des deutschen Geistes.

Die Kenntnis der fremden alten Sprachen ist zumeist nur soweit zu fördern, daß der Schüler lernt, die in diesen Sprachen geschriebenen Werke und die Kulturarbeit der alten Völker zu verstehen. Lateinische Aufsätze sind von zweifelhaftem Werte. In den Geist des alten Römervolkes führen sie kaum ein. Lateinisch abgehaltene Examina aber auf Gymnasien und Universitäten oder vor Konsistorien sind ein widernationales Unding. Sie haben nur den Schein der größern Wissenschaftlichkeit und fallen meist für Examinatoren und Examinanden holperig genug aus. Die alten Römer und Griechen gehören nach definitivem Abschlusse ihrer Geschichte der Vergangenheit an, und es ist widersinnig und unhistorisch, sie auf den Gymnasien in fragwürdigen Gestalten künstlich wiederherstellen zu wollen. Dem geistigen Durchdringen der Muttersprache und dem Erlernen derjenigen neuern Sprachen, die von lebendigen Völkern geredet werden, mit denen das deutsche Volk in thatsächliche, friedliche oder kriegerische, Berührung kommt, wird diesen Vorwurf niemand machen dürfen. Das immer mehr sich bahnbrechende Verständnis dieser ziemlich naheliegenden Wahrheit wird hoffentlich dazu beitragen, den siebzig bis achtzig wöchentlichen Lateinstunden und den etwa vierzig wöchentlichen Unterrichtsstunden für das Griechische einigen Raum für die deutsche Sprache und Geschichte abzugewinnen. Gymnasiallehrer Dr. Keller behauptet: „Die Ziele des altsprachlichen Unterrichts können erreicht werden in der Hälfte der jetzt darauf verwendeten Zeit.“ Die Muttersprache ist zugleich der Mutterschoß neuer und lebendiger nationaler Gedanken und Thaten, die daraus geboren werden. Durch sie verkehren die einzelnen Geister eines Volkes unter einander und gestalten sich durch diesen Verkehr zum Volksgeiste, der schaffend und ringend vorwärts dringt. Die nationale Geschichte aber ist der große, gewaltig redende Anschauungsunterricht, der in seinen unmißverständlichen Bildern Warnung und Ermunterung vor jedermanns Augen stellt. Ergreifender spricht Siegfried zu den Deutschen, als Herkules oder Theseus. Packender für den germanischen Knaben sind die Gestalten Hermanns, Barbarossas, Luthers, Friedrichs des Großen, Blüchers, als die des Romulus, Cäsar oder sonst eines großen Römers oder Griechen. Die alte Geschichte soll deshalb nicht verbannt werden. Ihre bedeutendsten Männer und Ereignisse müssen sogar in der Volksschule dargestellt werden. Aber für die deutsche Schule hat die deutsche Geschichte das Zentrum des historischen Unterrichts zu bilden, d. h. in jeder Art von Schulen, die nicht Fachschulen sind, sondern der Erziehung dienen.

Mit dem Nationalen in engstem Zusammenhange steht das Ethisch-Religiöse. Jedes Volk hat seine besondre religiöse Individualität, die auch durch das universelle Christentum nicht verwischt, sondern desto bestimmter hervorgehoben und in den Dienst des großen Gottesreichs gestellt werden soll. „Mancherlei Gaben, aber Ein Geist.“ Mancherlei Formen, aber Ein Inhalt.

*) Guntram Schultheiß, Der deutsche Volkscharakter und seine Wandlungen. Grenzboten 1887.

Die romanischen Völker für den römischen Katholizismus, das deutsche Volk für die evangelische Freiheit, für das Recht der persönlichen Ueberzeugung. Nicht daß das Christentum zu nationalisiren sei, vielmehr soll das Nationale durch das Christentum geheiligt werden. Das aber bleibt stehen: deutscher Glaube hat eine andre Art als der welsche. Das hat die deutsche Schule zu beachten, und in diesem Sinne muß sie der schwarzen Internationale entgegentreten, die Religion und Politik vermengt und gleich der roten und goldnen Internationale an der Untergrabung alles nationalen Volkstums und aller religiösen Freiheit arbeitet. Hier hat die Schule einen großen Kampf mit auszufechten, in dem sie mit einem allgemeinen religiösen Unterricht nicht wird bestehen können, schon deswegen nicht, weil die Religion nur in bestimmten, positiven Formen und Anschauungen zur Erscheinung kommt.

Verfasser dieses hat sich früher in einer besondern Schrift für den konfessionslosen christlichen Religionsunterricht ausgesprochen. Doch er steht nicht an, offen zu bekennen, daß er durch die Erfahrung und durch Studium eines andern belehrt worden ist, wennschon er den jetzigen konfessionellen Unterricht nicht als Ideal anzusehen vermag. Die Konfession ist als religiöse Individualität zu nehmen. Dann schwinden Hierarchismus und Fanatismus von selbst. Nach dieser Anschauungsweise soll die ethisch-religiöse Erziehung verfahren. Ganz ungeheuerlich aber, vollkommen unpädagogisch, ja verächtlich ist es, aus Furcht „vielen Millionen Eltern zu nahe zu treten“ (Güßfeld), die Religion ganz aus der Schule verbannen zu wollen. Der Mensch ist zur Religion geschaffen. Sie gehört mit zu seiner menschlichen Individualität. Darum muß sie in der Schule gepflegt werden. Die Volksschule wie jede andre Art von Erziehungsschule hat dem konfessionellen Charakter der Familien Rechnung zu tragen, aus denen ihre Schüler und Schülerinnen stammen.

Deshalb sind, wenn es nur irgend angeht, höhere wie niedere Erziehungsanstalten konfessionell unvermischt zu halten. Das wird dem Ganzen eine größere Festigkeit und religiös-ethische Stärke verleihen. Juden in christlichen Gymnasien oder Realschulen sollten nur als seltene Ausnahmen möglich sein. Daß aber der Sonnabendsunterricht und damit der Unterricht überhaupt durch die jüdische Sabbathfeier in christlichen Gymnasien beeinträchtigt werden kann, wie es in deutschen Landen wirklich geschieht, das ist ein schlimmes Zeichen der Zersetzung für das christlich-germanische Schulwesen, das dringend zur Reformation mahnt. Das nationale christliche Gepräge in den Schulen aufgeben heißt Vaterland und Christentum aufgeben! Die Juden besitzen Geld genug. Mögen sie für sich Gymnasien gründen. Toleranz darf nicht zur Schwächlichkeit werden. Dieser „Humanismus“ ist inhuman gegen sich selbst.

Religion ist das Individuellste, was sich denken läßt. Sie muß auch den einzelnen Schulen ihren klar leserlichen individuellen Stempel aufdrücken, soweit diese Schulen Erziehungsanstalten sind, nicht um zur Engherzigkeit zu führen, sondern um jeden sich selbst erfassen zu lehren und dadurch für die Erfüllung seiner auf das große Allgemeine sich beziehenden Aufgabe tüchtig zu machen. Von dem Verständnis der Individualität aus und der Bedeutung, die ihre Bildung für die Gesamtheit hat, läßt sich auch unschwer das Ziel aller wahren Erziehung feststellen.

K

In Oberammergau

2. Das Passionsspiel

Trübes Gewölk, Regenschauer, in der Ferne verhallender Donner — wie seltsam fügte sich doch alles zu der Stimmung, die uns erfüllte, als wir am Nachmittag nach der Heimkehr vom Linderhof auf dem Osterbichel standen! Die kunstgeübte Hand des Meisters Halbig hat aus einem einzigen Sandsteinblock das Kreuz mit der Figur des Erlösers gemeißelt, daneben den Jünger Johannes und die Mutter Maria, unten die herzerschütternden Worte einer auch im Tode sich nicht verzehrenden Sohnesliebe: Weib, siehe das ist dein Sohn! und: Siehe, das

ist deine Mutter! Unsre Sinne sind gefangen von dem überwältigenden Eindrucke dieser Kreuzigungsgruppe aus Stein — und unten im Thale auf der offnen Bühne sehen wir eine andre, eine lebendige Kreuzigungsgruppe. Es ist vier Uhr nachmittags, der Moment der Kreuzigung. Wir sehen auch vom Hügel aus die drei Kreuze aufgerichtet. Personen und Gesichtszüge können wir nicht unterscheiden. Die Phantasie muß helfen. Vielleicht ist gerade deshalb der Eindruck um so gewaltiger.

Auch uns schlug die Stunde des Schauens. Am Montag beim Nachspiel waren reichlich Plätze vorhanden. Kein unwürdiges Drängen wie am Sonntage! Ein vollkommen blauer Himmel wölbt sich über dem unbedeckten Teile des Zuschauerraumes. Seitwärts erheben sich die grünen Kulissen, wie sie kein zweites Theater der Welt zu bieten vermag: bewaldete Bergeshöhen. Vor uns aber steht die Bühne. So haben wir uns immer das griechische Theater vorgestellt. In der Mitte ein gewaltiger Bau, mit griechischem Dachgiebel bekrönt. Daneben zwei Oeffnungen, die einen weiten Blick in die Straßen Jerusalems zulassen. Auf jeder Seite folgt ein Haus mit Treppenaufgang und Veranda, rechts vom Beschauer das Haus des Hohenpriesters Hannas, links das Haus des Pilatus. Im Halbkreis schließen auf beiden Seiten offne Säulengänge den Bühnenraum ab. So wird eine weite offne Bühne hergestellt, die regelmäßig vom Chor der Schutzgeister, zuweilen auch für die Hauptdarstellung benutzt wird.

Rasch füllen sich die geradlinig vor der Bühne sich erhebenden Zuschauerbänke. Eine Ouverture mit Opernmotiven, mäßig vorgetragen, eröffnet die Vorstellung. Aus den offnen Säulenhallen treten, mit farbenprächtigen Mänteln geschmückt, die vierundzwanzig Schutzgeister auf die vordere offne Bühne. Der Prolog wird angestimmt. Die Zuhörer werden ermahnt zur anbetenden, dankbaren Erinnerung an das Opfer auf Golgatha, durch das die beleidigte Majestät Gottes versöhnt ist. Wir ahnen es: das Heiligste, was Christenherzen kennen, soll sich im Bilde vor unsern Augen vollziehen. Jeder Mund verstummt. Heilige Stille senkt sich nieder auf die tausendköpfige Menge. Der Vorhang öffnet sich. Wir erblicken das erste Vorbild: die Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese, die Wirkung der ersten Sünde. Wie lebenswahr und plastisch! Woran das Kindesauge hing beim ersten Unterricht in der biblischen Geschichte — das sehen wir hier verkörpert. Der Vorhang fällt. Bald öffnet er sich wieder. Ein Kreuz ist auf einem Felsen errichtet. Ringsum knieen anbetende Kindergestalten. So werden wir auf die Passion des Erlösers der Welt vorbereitet: das Kreuz für die Sünde der Welt, damit wir wieder eintreten könnten in das verlorne Paradies. Es ist die scholastische Theologie des Mittelalters, es sind die Begriffe eines Anselm, die in Oberammergau Gestalt gewinnen. Sühne für die verletzte Majestät Gottes, Satisfaktion durch das Blut des Sohnes — um diese Grundideen bewegt sich das Passionsspiel; nur selten drängt sich der evangelische Gedanke hervor, daß Jesus, der Prophet, mächtig von Thaten und Worten, durch seinen Kreuzestod die Welt der Sünde überwunden hat. „Wir beten an die Macht der Liebe,“ die sich in Jesu Leiden offenbart, — die katholische Kirche hat das Gewaltige, das uns in der P e r s o n des Heilands ergreift und festhält, in die S a c h e n verlegt —, darum die Anbetung des Kreuzes, darum die Verehrung des Blutes, darum die Verherrlichung des großen Versöhnungsopfers.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, Aufbau und Gang des Passionsspieles ausführlich zu beschreiben. Uebergenug haben wir bereits davon hören müssen; versucht doch jeder Zuschauer, der nur irgend einmal von Mysterien und Volksschauspielen des Mittelalters gehört hat, etwas von seinen Ideen in das Oberammergauer Spiel „hineinzugeheimnissen.“ Ich finde: die bloße Darstellung ist ergreifend und packend genug.

Wie heller Sonnenschein flutet das Leben in voller Schöne herein, wenn der Vorhang sich zur ersten Szene, zum Einzuge Jesu in Jerusalem erhebt. Eine freudig erregte Menge drängt durcheinander. Palmenzweige werden geschwungen und auf den Weg gestreut. Kinder jubeln und singen. Ein solcher Morgen muß der erste Palmensonntag gewesen sein: heiter, hell und klar. „Siehe, dein König kommt zu dir, freue dich, Tochter Zion!“ Der Friedefürst zieht ein. In überlieferter Gewandung tritt Christus auf — ein Bild, wie es uns durch die Meister der altitalienischen Schule geläufig geworden ist. Aber da nahen sich schon von der andern Seite die mißgünstigen Pharisäer. Sie sind eifersüchtig auf den Propheten von Nazareth.

Die Szene wechselt. Im Tempel schwingt der von heiligem Zorn erglühende Heiland die Geißel über die Wechsler und Händler: „Mein Haus ist ein Bethaus, Ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht!“ Die Priester gewinnen Bundesgenossen an den gekränkten Kaufleuten. Und nun entrollt sich vor unsern Augen das Passionsdrama, wie es uns die heilige Schrift erzählt. Wir merken bald: es ist eine künstliche Evangelienharmonie, die dem Spiele zu Grunde gelegt ist. Die rein geistige ideale Auffassung des Johannisevangeliums ist mit der episch-einfachen Erzählung der drei ersten Evangelien verschmolzen — nicht immer mit Geschick dank dem spröden Stoffe! Aber was sollen wir aus der Fülle von Szenen herausgreifen? Wir können uns der anstürmenden Eindrücke kaum erwehren! Es ist gut, daß die Handlung immer wieder durch die Chorgesänge der Schutzgeister und durch die Vorführung lebender Bilder aus dem Alten Testamente, der sogenannten Vorbilder, unterbrochen wird. „Das alles aber ist geschehen, damit die Schrift erfüllet werde“ — dieser alte Schlüssel zum Verständnis der heiligen Geschichte hat eine unerschöpfliche Vorratskammer alttestamentlicher Typen aufschließen müssen.

Nicht immer sind diese Vorbilder mit Geschick gewählt; öfters ist die Beziehung nur eine gewaltsame, dann muß der Chor mit seiner Erläuterung helfend eintreten. Die Söhne Jakobs beschließen, ihren Bruder Joseph zu töten, — ein treffender Typus des Mordanschlages der Pharisäer wider den frömmsten und gerechtesten Bruder ihres Volkes. Aber Vasthis Verstoßung durch den Perserkönig Ahasver — ein Vorbild der Verstoßung des verstockten Jerusalems durch Gott, der vergeblich die Herzen seines Volkes zu sich kehren wollte!? Es sind im ganzen zweiundzwanzig Vorbilder aus dem Alten Testament gewählt, — mit meisterhafter Umsicht und bestem künstlerischen Verständnis sind die lebenden Bilder geordnet. Als Muster galten zumeist die Zeichnungen Dorés in seiner Bilderbibel. Orientalische Großartigkeit, groteske Pracht, sinnliche Farbenglut, — die Merkmale Doré'scher Kunst — traten auch in den lebenden Bildern der Oberammergauer zu Tage. Ein täuschend-wahres Bild aus dem reichen Altägypten ist die Vorstellung und Ausrufung Josephs als Landesvater inmitten des begeisterten ägyptischen Volkes. Die Menge der Personen imponirt beim Mannaregen in der Wüste: etwa vierhundert Menschen sind in dem Rahmen eines Bildes vereinigt; selbst die kleinsten, vielleicht nur zweijährigen Kinder verharren minutenlang in der angewiesenen Stellung. Mitten unter dem Volke erhebt sich die ernste Gestalt des Gesetzgebers Moses mit den beiden Glutstrahlen heiligen Eifers, die nach der Weise Michel Angelos aus seinem Haupte hervorbrechen.

Von den Bildern kehrt das nimmer ermüdende Auge und das gespannt lauschende Ohr zurück zur heiligen Handlung. Wie herzbewegend ist doch die Fußwaschung, wie ergreifend die Einsetzung des heiligen Abendmahls, unendlich schlicht, einfach und rührend, streng nach dem evangelischen Berichte ohne irgendwelche Trübung durch katholische Tradition! Endlich der Kampf in Gethsemane! Hier hat sich wirklich der Christusdarsteller mit psychologischem Verständnis in seine Rolle vertieft! So hat der Heiland gelitten im erschütternden Gebetskampfe, gelitten — noch schmerzlicher, noch furchtbarer, als am Kreuz und gesiegt in heiliger Liebesglut, im stillen, demütigen Glauben an den Willen seines Vaters im Himmel!

Fast dünkt es uns unmöglich, gerade in dieser Stunde zur Wirklichkeit zurückzukehren. Aber der Vorhang fällt, nachdem der Erlöser durch den Verrat des Judas und die rohe Gewalt seiner Feinde gefangen hinweggeführt ist. Die anderthalbstündige Mittagspause unterbricht das Spiel. Schnell eilen die Zuschauer in irgend eine der zahlreichen Wirtschaften, um sich durch ein rasch eingenommenes Mittagsmahl zu stärken. Böllerschüsse rufen

bald nach ein Uhr zur Rückkehr ins Theater. Der Hohepriester Hannas erscheint auf der Veranda seines Hauses und erwartet ungeduldig die Botschaft von der Gefangennahme Jesu von Nazareth. Endlich wird er durch frohe Kunde von seiner Ungeduld erlöst. Der Anschlag ist gelungen. Nun ist einer verblendeten Justiz freie Bahn geschaffen. Langatmige Verhandlungen des Hohenrates beginnen. Von Pontius zu Pilatus! Dies Hin- und Herzerren des göttlichen Dulders wird mit voller Ausführlichkeit dargestellt. Wo das Bibelwort nur andeutet, hat die freie Dichtung sich breit gemacht. Alles wartet auf die Katastrophe. Eine gewaltige Szene spielt sich vor unsern Augen ab, als das Volk von Jerusalem in die dröhnenden Rufe: „Kreuzige! Kreuzige ihn!" vor Pilatus' Richterstuhl ausbricht. Dann folgt die Verspottung des verurteilten Jesus durch die rohen Kriegsknechte: „Er ist still wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer!" Bis zur Ermattung und zum Zusammenbrechen trägt Christus selbst sein Kreuz, dann muß Simon von Kyrene die Last ihm abnehmen.

Und wieder geht der Vorhang auf, da sehen wir schon die beiden Schächer an ihren Kreuzen schweben. Das Kreuz mit dem angehefteten Erlöser liegt noch am Boden, — es wird vor unsern Augen aufgerichtet, und nun erblicken wir das „Haupt voll Blut und Wunden," die Hände und Füße mit den Wundenmalen — das ist der Moment, der jedem Christen als das Heiligste gilt in der ganzen Leidensgeschichte. Ist es denn möglich, diesen Moment darzustellen? Darf es denn geschehen? Unsre Herzen erbeben. Ists Schein oder Wirklichkeit? Schon öffnet das geneigte Haupt des Erlösers den Mund: „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Es folgen die sechs andern Worte Christi am Kreuz, leider abweichend vom Wortlaut der Lutherbibel, auch alle Szenen, die uns aus der biblischen Erzählung vorschweben. Es ist zu viel, hier sind die Grenzen der Bühne, des Dramas überschritten. Des Anstoßes findet jedes wahrhaft religiöse Gemüt mehr als der Erbauung. Wozu die gräßliche Naturwahrheit, daß das Blut aus der Seite des Heilands spritzt bei dem Lanzenstich des Longinus? Warum das krachende Geräusch beim Zerbrechen der Gebeine der Schächer? und — o entsetzliche Kritik! — um uns her hören wir Stimmen: „Wie er es nur aushält! Welche Leistung! Schon hängt er zwanzig Minuten am Kreuz!" Mögen andre Zuschauer die Kreuzigungsszene im Passionsspiel großartig, erhebend oder auch ästhetisch vollendet finden — ich kann es nicht verschweigen: fast möchte ich um dieser Szene willen nicht in Oberammergau gewesen sein. Versöhnend wirkt die Kreuzesabnahme, die Nachbildung der Pietà, erhebend und befreiend die Auferstehung, die Himmelfahrt und zuletzt das große Halleluja vom siegreichen Helden, der überwunden hat.

Länger als acht Stunden haben wir wie festgebannt im Theater ausgehalten, — die Sonne ist inzwischen tiefer zu den Bergen herab gegangen, — wie im Umsehen entleert sich das Theater, — noch eine halbe Stunde, und auch Oberammergau liegt wieder still und verlassen da bis zu dem Tage, wo eine neue Schar von etlichen Tausend Schaulustigen herbeiströmen wird.

3. Eindrücke und Urteile

Wohl hundertmal bin ich seit meiner Rückkehr von Oberammergau gefragt worden: Wie hat es Ihnen gefallen? Am liebsten hätte ich antworten mögen: Welch unpassende Frage! Von „gefallen" kann man doch nirgends weniger sprechen, als beim Passionsspiele!

Wer wirklich, um ein Vergnügen sich zu bereiten, nach Oberammergau gereist sein sollte, der ist gewiß nicht minder ernst als alle andern Zuschauer wieder weggegangen. Ein Freund, der nur die Prosa des trocknen Geschäftslebens kennt und sich die Unterbrechung seiner Arbeit durch eine Passionsfahrt gegönnt hatte, sagte mir beim Austritt aus dem Theater: Die Eindrücke sind zu gewaltig, ich kann mich noch nicht hineinfinden. Und so ist es uns wohl allen ergangen. Man bedarf der Zeit, um sich die vielfältigen, einander widerstreitenden Eindrücke zurechtzulegen.

Ein Volksschauspiel haben wir nicht gesehen. Wie arg ist doch die Enttäuschung, wenn jemand in Oberammergau eine naturfrische Probe ursprünglicher Volkspoesie sehen will. Keine Spur von Volkstümlichkeit oder Naivität! Die Bauern Oberammergaus sind mehr oder minder geschulte Schauspieler. Eine Dilettantenbühne haben wir vor uns, auf der, wie es immer der Fall ist, einzelne Talente sich hervorthun. Die Ausstattung des Passionstheaters wetteifert mit der Pracht und dem Reichtum jedes beliebigen Hoftheaters. Es war unwillkürlich, aber völlig berechtigt, wenn etliche Zuschauer urteilten: Richard Wagners Bühne in Bayreuth ist doch noch sehenswerter. Es ist bezeichnend, daß sich der Vergleich mit Wagners Schaustellungen von selbst aufdrängt. Lebende Bilder und Volksszenen sind nach allen Regeln der Kunst einstudirt. Die „Meiningerei" hat ihre Schatten auch in das entlegene Gebirgsdorf geworfen. Die Darsteller sind keine „ungelehrten" Leute, nicht „naive Männer des Volkes," wie man so gern glauben möchte. Joseph Mayr, der Christusdarsteller, muß zu den gebildeten Männern gerechnet werden: er hat seine Bibliothek so gut wie manch andrer Oberbayer. Im gewöhnlichen Leben ist er ein wohlhabender Bildschnitzer; mit Eifer und anhaltendem Fleiße hat er seine schwierige Aufgabe studirt. Die schlichte Einfalt und Würde des johanneischen Christus trifft er mit bewundernswertem Geschick. Ein Münchner Kunstgelehrter sagte mir: Joseph Mayr ist nur ein gar zu wehleidiger Christus. Das ist völlig richtig: die sanften Züge im Bilde des Erlösers gelingen dem Oberammergauer Bildschnitzer besser, als die Versinnlichung der heiligen Energie des Glaubens und der Liebe. Dennoch wird Joseph Mayr als der tüchtigste Darsteller des gesamten Passionsspieles bewundert.

Der Hohepriester Kaiphas, gespielt vom Bürgermeister Lang, ist eine ernste, imponirende Erscheinung. Es ist völlig glaubhaft, daß der historische Kaiphas wirklich sich so geführt haben wird. Auch der Pilatus des Thomas Rendl ist eine tüchtige Leistung: der skeptische Römer fesselt unser Interesse und wird nicht völlig von uns verdammt, denn er ist trotz seinem römisch-gesetzlichen Sinne ein Opfer des anstürmenden Volkswillens geworden. Schwächer sind die andern Rollen. Petrus, gewiß einst recht gut vom alten Johannes Hett gegeben, erscheint heute ein wenig zu alt: man will es nicht glauben, daß der sonst so bedächtige Greis zur unbesonnenen That der Verleugnung sich hinreißen lassen konnte. Geringwertig sind die Frauenrollen: offenbar sind unter den Oberammergauer Jungfrauen wenig schauspielerische Talente vorhanden. Der Verräter Judas ist in turbulenter Manier aufgefaßt: man kommt nicht recht zur Ruhe bei dieser proteusartigen Darstellung. Vielleicht ruht gerade in dem Charakter dieses Jüngers die größte Schwierigkeit eines Passionsdramas. Die Sprache ist edel und rein — der Dialekt klingt nur in wenigen Stellen an. Es ist offenbar, daß die Oberammergauer das Beste bieten wollten, was in ihren Kräften stand; sie glaubten dies den zahlreichen Zuschauern, deren Herbeiströmen sie erwarteten, schuldig zu sein.

Und so liegt denn der Gedanke nahe, der erst nur als Vermutung, dann aber immer überzeugender sich aufdrängt, daß die Naivität der Oberammergauer in der Reflexion untergegangen ist, oder um es kurz und offen zu sagen, daß ein ursprüngliches Volksschauspiel zum Geschäftsunternehmen sich umgewandelt hat. Ich verbinde damit noch keine Anklage. Von dem Augenblicke an, wo die große Welt ihre Aufmerksamkeit auf jenes einsame Gebirgsdorf lenkte, mußte die reine Naivität des Passionsspiels gestört werden. Heute haben wir in Oberammergau eine vielbewunderte Kunstleistung vor uns. Es geht nicht anders: es muß dabei gerechnet werden, das Theater, die Kostüme kosten viel, viel Geld. Man muß darauf sinnen, die Scharen anzulocken, um nicht Fiasko zu machen. Daneben wird der alte Schein einer heiligen Volksfeier aufrecht erhalten, ich will zugeben, in bester Absicht und aufrichtiger Gesinnung, obwohl ich ernste Zweifel an dem kirchlichen und religiösen Sinne der Oberammergauer Bevölkerung von kompetenter Stelle habe aussprechen hören. Wer aber die Passion, den heiligsten Gegen-

stand des christlichen Glaubens, auf volkstümliche, frische, naive, oft sinnlich derbe, aber darum auch unanstößige Weise will darstellen sehen, muß Oberammergau meiden: er suche jene der Welt entrückten Dörfer Tirols auf, wo sich noch alljährlich eine begeisterte, naive, gläubige Schar um das schlichteste Passionsspiel der Welt auf dem Dorfplatze oder in einer unbenutzten Scheune sammelt. In Brixlegg konnte im vorigen Jahre der Freund des wahren Volksschauspiels seine Studien machen, und ich stimme jenem Münchner Kunstgelehrten, der dies Brixlegger Spiel bei weitem dem Oberammergauer vorzieht, von ganzem Herzen in dem Urteile bei, daß Oberammergau mit Unrecht den Ruf eines Hortes deutscher Volksschauspielkunst genießt.

Aber ob naiv oder reflektirt, ist das nicht gleichgiltig gegenüber der Thatsache, daß durch das Passionsspiel in Oberammergau der religiöse Sinn in unserm Volke geweckt und belebt wird? so ist uns oft erwiedert worden. Das letzte Urteil über eine religiös belebende Wirkung des Passionsdramas muß füglich jeder für sich selbst abgeben. Das religiöse Empfinden ist das Heiligtum, in das kein fremdes Auge eindringen kann. Soll ich aber nach dem ersten Eindrucke urteilen, so muß ich sagen, daß ich mir von dem Oberammergauer Passionsspiel keine Förderung des religiösen Sinnes bei den Massen verspreche. Man sieht eben das Passionsspiel an, wie jedes andre Schauspiel, und ergeht sich höchstens in oberflächlichen Bewunderungen der physischen Leistungen der Darsteller. Daß manche Szenen ergreifen und erschüttern müssen, ist zu erwarten, aber die Eindrücke wechseln. An uns ziehen immer neue Bilder vorüber. Ist die Passion, das Leiden unsers Erlösers, überhaupt ein Drama? Lessing würde urteilen: Nein! denn die Person des Hauptinhelden entbehrt der Eigenschaft einer tragischen Figur, Furcht und Mitleiden zu erwecken! Mein Münchner Freund sagte: Passion, d. h. Leiden, ist das Gegenteil von Drama, d. h. Handlung. — Die Leidensgeschichte ist episch, nicht dramatisch geartet; wohl ist sie reich an tragischen Effekten, aber diese fallen in Nebenmomente, und so würde zwar Pilatus oder Judas, aber niemals Christus die Hauptperson einer wirklichen Tragödie abgeben.

Aber das deutsche Volk hat es von jeher geliebt, die heilige Geschichte sich sinnlich zu vergegenwärtigen. Daher die Mysterien des Mittelalters, die Fastnachtsspiele und Schwänke eines Hans Sachs und andrer Meistersinger. Haben wir nun etwa im Oberammergauer Passionsspiel einen Nachklang oder ein Erbstück jener mittelalterlichen Poesie? Wie köstlich, wenn uns ein Rest aus jener Zeit des Singens und Sagens in volkstümlicher Frische erhalten geblieben wäre! Von den meisten Besuchern Oberammergaus wird es geglaubt; in jedermanns Munde ist die Erzählung von dem Gelübde, das die Ammergauer im Jahre 1633, als die „leydige pestilenzische Kontagion" im Thale wütete, am Vorabende Simeonis und Judä „mit demietigen Herzen und sehnlichen Vertrauen" zu dem „barmherzigisten Gott" angestellt, „also Nemmlichen alle zehn Jahr die passions-Tragedi zu Ehren des bitteren Leyden und Sterbens Jesu Christi zu halten und zu Exhibiren."

Aber schon die Chorgesänge der Schutzgeister machten uns stutzig — solche Deutungen kennt nicht das Volksschauspiel, sondern nur das gelehrte Drama; eine Beobachtung kommt zur andern, und forschen wir weiter nach der Geschichte des Textes, so erfahren wir, daß wohl der ursprüngliche Text, den die Oberammergauer im siebzehnten Jahrhundert noch vortrugen, an das Vorbild einer Dichtung aus den Kreisen der Meistersinger sich anschloß, daß aber der gegenwärtige nichts andres ist, als eine Leistung dichtender gelehrter Jesuiten aus dem benachbarten Kloster Ettal. „Was uns in Oberammergau geboten wird, ist nicht mittelalterliche Poesie, sondern ein letzter Ausläufer der von den Jesuiten beeinflußten Dramatik der Gegenreformation; es ist kein volkstümliches Erzeugnis ...., sondern eine Schöpfung gelehrter, im Geiste jener Zeit arbeitender Dichter." So urteilt ein bayrischer Litteratur- und Kunstforscher Dr. Karl Trautmann in seiner lehrreichen Monographie: „Oberammergau und sein Passionsspiel".*) Und nun

*) Bayrische Bibliothek, 15. Band. Bamberg, 1890.

lese man nach, was Trautmann berichtet über die Bearbeitung des Oberammergauer Passionsspiels durch die Jesuiten Ferdinand Rosner, Magnus Knipfelberger und Ottmar Weiß. Die Motive, welche die Jesuiten bei ihrer Bevorzugung der Kunst und nicht am geringsten der Schauspielkunst leiteten, fallen zusammen mit den Motiven der Gegenreformation. Wer die Jesuiten zu preisen vermag wegen der Förderung, die sie der Kunst angedeihen ließen, wer in ihrem Stile, im Barock, die höchste Blüte der Kunst erblickt, der wird auch ihr Geschick bewundern, mit dem sie die gotische Ettaler Stiftskirche in einen Barockbau und ein naives Volksschauspiel in eine effektenreiche Dichtung verwandelt haben, die zuletzt in einem jeden aufrichtig religiösen Gemüte, das von der Schlichtheit und erhabenen Würde der evangelischen Erzählung angezogen ist, nur gemischte Gefühle hinterlassen muß.

Linderhof und Oberammergau! Die Zauberblüte des ausgelassensten Barock, und die noch in unsern Tagen so hoch bewunderte Leistung jesuitischer Dramenkunst! — Es ist ein tragischer Zug in der Geschichte der Menschheit, daß immer das Heiligste mit dem Sinnlichsten vermischt worden ist! Th A

Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Kirchliche Not der Evangelischen Westpreußens) Mit dem allergrößten Recht von der Welt hat der Zentralvorstand der Gustav-Adolf-Stiftung den Vortrag, den Konsistorialrat Koch aus Danzig beim Jahresfest des württembergischen Hauptvereins am 19. Juni 1889 zu Giengen gehalten, zu einem Flugblatt (Nr. 73) verwendet, dem gesegneter Lauf und reichster Erfolg zu wünschen ist. Man bedenke doch immer wieder, daß, während 1866 in Westpreußen noch 623 000 Evangelische und 587 000 Katholiken gezählt wurden, diese Zahlen sich in noch nicht zwanzig Jahren völlig verschoben haben, sodaß es nach der Volkszählung 1885 668 000 Evangelische, dagegen 702 000 Katholiken gab. Das erklärt sich einerseits durch Auswanderung der Protestanten, viel mehr aber durch das planmäßige Vorgehen der Katholiken auf dem Gebiete der gemischten Ehen. Und auch der einwandernde deutsche Protestant scheint sich hierorts dem Zuge zum Polentum und Katholizismus nicht entziehen zu können.

So schreibt Pastor Wendt aus Grutschno, Kreis Schwetz: „Im Bereiche unsrer Gemeinde giebt es allein vier Familien Schulz, drei Buchholz, drei Baumgart, Wollschläger, Behnke, Knitter, Papenfuß, Schmelter, Zech, die jetzt ganz polonisirt sind, während sie vorher, wie es bei einigen noch jetzt nachweislich ist, evangelisch und deutsch waren. Wie sehr gerade in hiesiger Gemeinde der Polonismus vorgeschritten ist, beweisen auch besonders zwei Schulen, die im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts von den deutschen Bewohnern der betreffenden Ortschaften als evangelisch gegründet, heute nur noch 10 bezw. 31 gegenüber 43 bezw. 51 katholischen Kindern zählen. Wie der an einer dieser beiden Schulen bisher wirksam gewesene Lehrer berichtet, fand er 1843 bei seinem Amtsantritt in seinem Dorfe nur evangelische Bauern vor, während es heute dort nur katholische Bauern giebt.

Wie gerade jetzt der Katholizismus unser Westpreußen als sein Operationsfeld ausersehen hat, hat auch wieder die letzte Kultusdebatte im Abgeordnetenhause bewiesen, die sich mit hiesigen Verhältnissen befaßte. Diesem Vordrängen des Katholizismus und Polonismus gegenüber ist unsrer Ueberzeugung nach, die wir mit allen Kennern der Verhältnisse teilen, die Stärkung der evangelischen Kirche durch bessere Versorgung ihrer Angehörigen der einzige Schutz."

Selbstverständlich wollen wir hier jenes fliegende Blatt nicht ausschreiben. Wir führen darum auch nicht die um Hilfe schreienden Verhältnisse von Warlubien an, die dort geschildert sind, obwohl wir den Finger darauf legen, sondern wählen noch einige andre Beispiele.

1. Grutschno. Der genannte Ortspfarrer legt dar:

„Unsre seit 1. April 1887 selbständig gewordne Gemeinde entbehrt noch immer des eignen Gotteshauses. Fast 2000 über 26 Ortschaften zerstreut wohnende Seelen zählend, muß sie sich fortgesetzt für ihre Gottesdienste eines nur 75 Quadratmeter großen Zimmers bedienen, das zudem infolge einer in der Mitte stehenden Wand nicht voll ausgenutzt werden kann und nur etwa 110 Sitzplätze faßt. Bei der sehr kirchlichen Gemeinde (im vorigen Jahre hatten wir 1209 Kommunikanten, d. i. über 60 Prozent der Seelenzahl) ist dieses Zimmer schon an gewöhnlichen Sonntagen so überfüllt, daß es für den Geistlichen schwer ist, sich zu Altar und Kanzel hinzudrängen, daß eine Temperatur entsteht, die nur uns hier, die wir es nicht besser kennen, erträglich ist. Oft können selbst die entferntest wohnenden Gemeindeglieder (und sie wohnen auch in dem neugegründeten Kirchspiel noch bis 13 Kilometer vom Kirchort), nachdem sie zwei Stunden und darüber gewandert sind, nicht einmal während des Gottesdienstes sich setzen, sondern müssen in der zugigen Flur, auf der Straße, im Garten vor den geöffneten Fenstern stehen.

Geradezu unerträglich werden aber die Notstände an den Festtagen. Um dem Schlimmsten vorzubeugen, haben wir bei der Einsegnung der letztjährigen 47 Konfirmanden von der Kanzel die Bitte wiederholt aussprechen müssen, zur Einsegnungsfeier keine sonstigen Kinder mitzubringen und sich selbst möglichst im Kirchenbesuch zu beschränken!

Trotzdem war der Andrang so groß, daß zu dem um 10 Uhr beginnenden Gottesdienst die ersten Personen um $7^1/_2$ Uhr kamen, um $8^1/_2$ Uhr das Andachtszimmer bis auf das letzte Plätzchen angefüllt war. Nachdem auch die Plätze an den Fenstern so weit besetzt waren, als man hoffen konnte, irgend etwas zu hören, sind die Leute scharenweise umgekehrt. Wie viele Eltern, die sich gefreut hatten, ihr Kind zu dieser heiligen, langersehnten Handlung begleiten zu können, haben es während des ganzen Gottesdienstes überhaupt nicht gesehen.

Zu dem mindestens 45 000 Mark kostenden Bau sind erst 5400 Mark gesammelt. 3000 Mark aus einem Vermächtnis stehen in Aussicht, wenn die Kirche vor dem Jahre 1890 erbaut ist! Wir fürchten sehr, sie könnten uns verloren gehen. Eine Anleihe können wir nicht mehr erheben, da die arme Gemeinde zu ihren sonstigen Bedürfnissen, zur Verzinsung von 4500 Mark Pfarrhausbauschulden und einer Anleihe von 1500 Mark, die jetzt zum Bau eines Wirtschaftsgebäudes gemacht werden soll, schon 30 Prozent Kirchensteuern erheben muß. Wegen der allgemein bekannten Armut der Gemeinde hatte im laufenden Rechnungsjahre die königliche Regierung, selbst auf wiederholte dringende Vorstellungen, nur gestattet, 18 Prozent Umlage zu erheben. Wir haben die abgelehnten 12 Prozent freiwillig aufgebracht, dazu noch 146 Mark für den Gustav=Adolf=Verein und 165 Mark für die Notstände der Provinzialkirche gesammelt, alles, weil eigne Not Herzen und Hände zum Mitteilen willig macht. . . ."

(Schluß folgt)

Verschiedenes

(Der Verein zur Massenverbreitung guter Schriften) hat seit seiner letzten Generalversammlung mehrfach zu Erörterungen in der Presse Anlaß gegeben. Der Leiter der Berliner Stadtmissions=Buchhandlung, Herr Müller, hat eine Broschüre veröffentlicht, worin er u. a. folgende Forderungen an den Verein stellt: Der Vorstand wolle dafür Sorge tragen, daß derartige Mißgriffe, wie sie bisher bei der Auswahl der zu verbreitenden Schriften geschehen sind, nicht wieder vorkommen. Sodann: Der Vorstand wolle bei der Verbreitung der Vereins=Schriften auf die religiösen Bedürfnisse unsers Volkes die erforderliche Rücksicht nehmen.*)

Wir bemerken zu diesen Forderungen, daß auch uns bei der Prüfung der Weimarischen Hefte die Auswahl der Erzählungen mehrfach bedenklich erschienen ist. Der Vorstand hat in seinem Flugblatt „Zur Beherzigung" eine Reihe der besten Schriftsteller namhaft gemacht, deren guten Werken wir gewiß die größte Verbreitung wünschen. Aber statt derselben erscheinen Erzählungen von Leo Goldammer, Halm, v. Putlitz, Jensen, Max. Schmidt, und zwar mit Ausnahme der „Walpurgis" von Putlitz recht unbedeutende Sachen. Wie jemand „Späte Heimkehr" von Jensen für volkstümlich halten kann, ist uns ein Rätsel. Die Erzählung hat zwar ihre guten Seiten für ein feingebildetes Publikum, aber im allgemeinen wird man die ewigen Jugendträumereien eines alten Herrn herzlich langweilig finden. Für die Verbreitung solcher „Volksschriften" wird der Verein wenig Hilfe finden, und besonders die Geistlichen, die dem Verein doch jedenfalls die beste Mitarbeit leisten können, werden auf die Fortsetzung der begonnenen Verbreitung verzichten müssen. Wir würden das aber in hohem Maße bedauern. Der Segen, der in einer derartigen gut geleiteten Arbeit liegt, ist gar nicht hoch genug zu schätzen. Wenn die obigen Forderungen des Herrn Müller eine gebührende Berücksichtigung finden, so wird der gesunkene Mut wieder neu belebt werden, und der neue Generalsekretär des Vereins wird auf eifrige Mitarbeit rechnen dürfen.

v d H

(Pastor und Sonntagsblatt als Protektoren von Heiratsgesuchen) In Nr. 34 des Thüringer Evangelischen Sonntagsblatts vom 31. August d. J. findet sich folgende erstaunliche Anzeige:

Heiratsgesuch. Ein gut situirter Landwirt m. Gemeinde (Witwer) s. e. christl. Frauensperson, v. gut. Leumund (kinderl. Wwe. od. ledig) im Anfange d. 40er J. u. m. ländl. Wirtsch. wohl vertraut, z. Ehe. Anerb. sind u. näh. Ang. d. Verhältn. zu richt. an d. Exp. d. Bl. m. d. Vermerk: „Für Past. E. M." auf d. Adr. Strengste Verschwiegenh. verbürgt P. E. M.

Zur Beachtung

Wir bitten um ungesäumte Neubestellung für das kommende Vierteljahr. **Nachbestellungen bei der Post** werden nach Ausgabe der ersten Nummer eines Quartals von der Post nur mit einem Preiszuschlage von 10 Pfennigen ausgeführt. Trifft beim Vierteljahrswechsel trotz rechtzeitiger Bestellung das Blatt nicht rechtzeitig ein, so ist bei der beteiligten Postanstalt, nicht bei der Verlagshandlung darüber Beschwerde zu führen.

*) Forderungen an den Verein für Massenverbreitung guter Schriften. Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Vereins zu Weimar am 29. Juni 1890 von K. J. Müller, Buchhändler in Berlin. Berlin, Buchhandlung der Stadtmission 30 Pfge.

Nummer 40 wird als **Probenummer** in größerer Auflage gedruckt und unentgeltlich in beliebiger Anzahl an jede beliebige Adresse verschickt. Wir legen besondern Wert auf die Verbreitung dieser Probenummer. Im ablaufenden Vierteljahre haben wir eine Bestellerzahl von 3040 erreicht. Es gilt nun die 4000 zu gewinnen. Für ein Blatt mit den Absichten und dem Absatzgebiete der Christlichen Welt muß das möglich sein.

Wir erinnern unsre Freunde auch an die bewährte Einrichtung von **monatlichen Probeabonnements.** Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung an jede mitgeteilte Adresse mit oder ohne Nennung des Bestellers je nach Erscheinen vier aufeinanderfolgende Nummern.

Mitarbeiterverzeichnisse (vom 1. April d. J.) sind jederzeit bei der Verlagshandlung unentgeltlich zu haben.

Feine ganzleinene **Einbanddecken** zum ersten, zweiten und dritten Jahrgang sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Ebenso ist der **erste** und **dritte** (die beiden ersten Quartale des dritten Jahrgangs sind jetzt wieder in einigen Exemplaren vorrätig) Jahrgang in Nummern, der **zweite** geheftet für 6 Mark auf gleichem Wege zu haben. **Einzelnummern** können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfennige von der Verlagshandlung nachbezogen werden, ebenso die ersten beiden Quartale des laufenden Jahres für je 2 Mark.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

Gevatter Tod.

Eine Weihnachtsgeschichte von E. Budde. Eleg. in Lederpapier mit Goldschn. M. 2.40.

Stelle=Gesuch.

Pfarramtscandidat mit absolvirtem Seminarkursus **sucht** Stelle als Haus= oder Institutslehrer oder als Prädikant. Offerten sub **Goim** an die Expedition dieses Blattes.

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.

Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franko für 2 Mk.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Programm

des XVIII. allgemeinen deutschen Protestantentages in Gotha vom Dienstag, den 7., bis Donnerstag, den 9. Oktober 1890.

Dienstag, den 7. Oktober, Vormittags 10 Uhr im Hotel Wünscher am Neumarkt: Sitzung des ständigen Ausschusses (der Delegirten der Vereine). Abends 7 Uhr: Festgoitesdienst in der Margarethenkirche am Neumarkt. Predigt: Prediger Lic. Dr. Kirmß aus Berlin. Abends 8 Uhr: Begrüßung der Gäste. Gesellige Zusammenkunft im Saale des „Schützen" (Schützenberg Nr. 6).

Mittwoch, den 8. Oktober, Vormittags 9 Uhr in der Loge (am Carolinenplatz): 1. Hauptverhandlung. Thema: Die Gemeindeorganisation. Referenten: Dekan Dr. Zittel=Karlsruhe und Prediger Schmeidler=Berlin. Nachmittag 2 Uhr im Saale der Loge: Festmahl. Abends 8 Uhr im Saale des „Schützen": Gesellige Zusammenkunft. Ansprachen. Für Festteilnehmer und Gemeindeangehörige.

Donnerstag, den 9. Oktober, Vormittags 10 Uhr im Saale der Loge: 2. Hauptverhandlung. Thema: „Unsre Stellung zum Dogma". Referent: Prediger Lic. Hanne=Hamburg. Nachmittags, bei günstiger Witterung, Ausflug. —

Schriftliche Anmeldungen wegen Wohnungen werden baldigst bis zum **25.** September cr. an die Adresse des Herrn Pfarrers Hermann Müller erbeten mit der Angabe, ob Privat= oder Gasthofswohnung gewünscht wird. Für die ankommenden Gäste wird vom Dienstag ab ein Bureau auf dem Bahnhof errichtet, wo Festkarten à **1** Mark und Programme ausgegeben werden.

Das Lokalkomitee in Gotha.
Das ständige Bureau des deutschen Protestanten=Vereins in Berlin.

Beste Zwickauer

Steinkohlen

liefern zu **billigen** Preisen

G. Engelbrecht & Co.
Zwickau.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig